Bavar. Stieler
4520 a

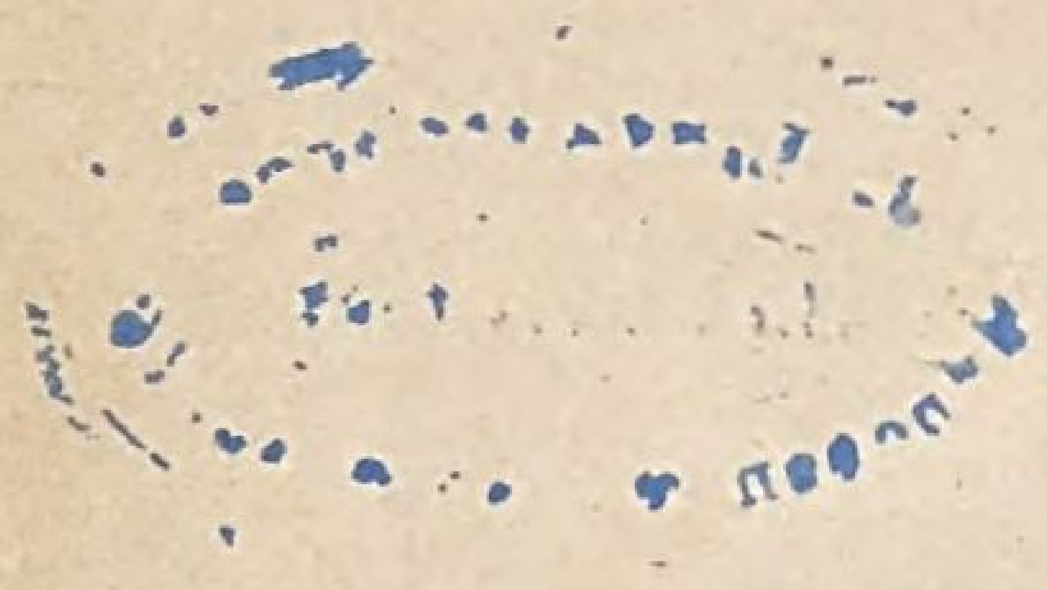
Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar
29. DEZ. 1993
16. Jan. 1997

<36608157690015
<36608157690015
Bayer. Staatsbibliothek

Kulturbilder aus Baiern.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansplatz 16

26



Kulturbilder aus Baiern

von

Karl Stieler.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansplatz 16

Mit einem Vorwort

von

Professor Dr. Karl Theodor Heigel.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1885.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von A. Bonz' Erben, Stuttgart.

Vorwort.

Dem Wunsche der Familie meines lieben Freundes Karl Stieler entsprechend übergebe ich eine Sammlung von Vorträgen als letzte Gabe des verewigten Dichters der Öffentlichkeit.

Leid und Freude hat mir die Erfüllung dieser Ehrenpflicht gebracht.

Aufs neue wurde dadurch der Schmerz über den Verlust, den wir erlitten haben, wachgerufen; die herzliche Freude aber, die mit der wiederholten Lektüre der Essays verbunden war, wird jeder, der den Reiz der harmonischen Kunstgebilde auf sich wirken läßt, mir nachempfinden. Beschreiben läßt sich die Blume eines leichten und doch feurigen Weines nicht.

Es wird hier eine Auslese aus denjenigen Vorträgen geboten, welche Stieler im Laufe der letzten zwölf Jahre in geselligen Vereinen vieler deutschen Städte gehalten hat. Ohne daß bei der Wahl irgendwie Rücksicht darauf genommen wäre, hat die Sammlung einheitliches Gepräge aufzuweisen: sie enthält samt und sonders Kulturbilder aus Altbaiern, denn auch der letzte Aufsatz, die Analyse des Charakters eines gefeierten Künstlers, der von Geburt zwar nicht dem bairischen Lande, wohl aber dem bairischen Stamme angehört, fügt sich nach meinem Dafürhalten trefflich in diesen Rahmen.

Nun läge die Befürchtung nahe, daß solche spezifisch bairische Stoffe an Neckar und Spree geringeres Interesse zu beanspruchen hätten, als am Fuße der Alpen, allein es gehört zu den rühmlichsten Eigentümlichkeiten des Hochland-Dichters, daß er, gleichwie mit scharfem Verständnis für Schwächen und Vorzüge der Landesgenossen eine wahrhaft rührende Neigung zu dieser Heimat ver-

bunden war, über der Anhänglichkeit an den einzelnen Stamm niemals den Blick aufs Ganze verlor und die Liebe zum großen deutschen Vaterland vergaß.

So sei denn der Gunst des ganzen deutschen Volkes das Büchlein empfohlen! Es wird beweisen, daß auch der Prosaist Karl Stieler zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der litterarischen Gegenwart zählt.

Dr. K. Th. Heigel.

Inhalt.

I.

Über den Volkscharakter im bairischen Hochland.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der Bauer unserer baierischen Berge ist eine so typische und populäre Gestalt, daß man wohl selbst im fernsten Norden eine ungefähre Vorstellung davon besitzt.

Allein gleichwohl hat es mit dieser Bekanntschaft eine eigene Bewandtnis, bis zu einem gewissen Maße kennt ihn fast jeder, und über dies Maß hinaus fast niemand.

Der Grund hierfür liegt klar am Tage, denn der Bauer will eben nicht gekannt sein. Sowie er sich beobachtet fühlt, zieht er sich scheu zurück; jeder offenen Teilnahme an seinen Kulturzuständen stellt er ein heimliches Mißtrauen entgegen und wenn man ihn vollends für interessant erklärt, dann wird er gar zum vollendeten Grobian. In seinem

Fassungsvermögen sind eben die Begriffe „interessant“ und „interessiert“ noch nicht getrennt, er kann es nicht begreifen, daß man sich mit ihm vertraulich mache, ohne etwas von ihm zu wollen und ihn schließlich zu überlisten.

Freilich ist dies Gefühl entschuldbar, wenn wir von einem Stande sprechen, der jahrhundertelang die Beute der privilegierten Stände war. Jetzt gehören diese Thatsachen, gottlob! der Vergangenheit, aber ihr Eindruck wirkt noch heute im Volke nach und bildet die unsichtbare Scheidewand, die der Bauer trotzig zwischen sein Wesen und alles Fremde stellt. Und so meine ich denn auch, es bleiben noch immer eine Menge seiner charakteristischen Züge übrig, die minder naheliegend oder zugänglich sind als die großen typischen Hauptkonturen, und die doch nicht minderes Interesse in Anspruch nehmen.

Den Schwerpunkt dieser Darstellung aber möchte ich in erster Reihe auf den Charakter legen und nicht bloß darauf, wie uns derselbe heute im alltäglichen Leben entgegentritt, sondern wie er sich historisch und innerlich allmählich gestaltet hat.

Ich möchte Ihnen zeigen, warum sich die eigenartigen Merkmale des oberbaierischen Volkscharakters

gerade so entwickelt haben, wie sie gegenwärtig sind; auf welcher kulturgeschichtlichen Basis seine Fehler ruhen, aus welcher Wurzel seine Vorzüge herauswuchsen.

Und so mögen Sie mir denn zuerst einen kurzen Rückblick in vergangene Zeit gestatten, ehe ich zur heutigen, hellen Wirklichkeit gelange.

Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts war, wie Sie dies alle wissen, die menschliche Gesellschaft wie der Staat nach ständischen Prinzipien gegliedert, d. h. es gab privilegierte Klassen, die im Besitz aller wirtschaftlichen und politischen Rechte standen, und daneben eine andere Klasse, welche diente, duldete und entbehrte. Das war der letzte Stand, das „arm mühselig Volk der Bauern“, wie man es schon zu den Zeiten Karls V. nannte.

Die ganze kulturgeschichtliche Entwicklung des Mittelalters bis ins neunzehnte Jahrhundert herein folgte diesem ständischen System, sie verteilte ihre Segnungen nicht nach dem Gesichtspunkt des Bedarfs, sondern auch sie privilegierte zwei Stände, die schon in jedem Sinne privilegiert waren; sie förderte den Adel, den Klerus und das Bürgertum der Städte auf Kosten des Bauernstandes. Dieser

war für die Kulturgeschichte kein Zweck, sondern nichts als Mittel und Material, durch dessen rücksichtslose Vergeudung den andern um so reichere Lebensfülle erschlossen ward.

Freilich war diese Knebelung des Bauernstandes nicht etwa lokal, sie war ein allgemeines Leid in allen deutschen Landen, es war eben die Anschauung der Zeit. Im bairischen Hochland aber, von dem wir hier erzählen, trat sie nur besonders fühlbar hervor, sie hatte hier besonders befestigte Positionen und deshalb mußte ihr Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung um so intensiver sein.

Betrachten wir die äußere Gliederung des schönen Landes, das zwischen Zugspitze und Watzmann liegt, so wie sie noch etwa vor achtzig Jahren war, dann haben wir eine feudale Fortifikationslinie, die kaum stärker gedacht werden kann.

Über die ganze Breite jenes Gebietes hin dehnte sich ein Gürtel der mächtigsten Klöster, die wie Etappen nebeneinander standen. Da war Steingaden, Ettal, Benediktbeuren, dann ging es ostwärts über Tegernsee nach Chiemsee und so weiter. Jedes von diesen Stiften besaß viele Meilen Land mit tausenden von Unterthanen.

Die zweite feste Linie, die das bairische Hochland in feudalem Geist beherrschte, war jene geschlossene Reihe von Ritterburgen und adeligen Schlössern, die sich vom Allgäu bis gegen Salzburg hin erstreckten; die Namen Schwangau, Werdenfels, Hohenburg, Waldeck, Falkenstein, Hohenaschau und Maxelrain sind dafür Zeugen. Und dazu kam als ein dritter Faktor, der die feudalen Interessen vertrat, die Bureaukratie, wenn wir dies moderne Wort für vergangene Verhältnisse gebrauchen dürfen. Die ganze Kette von sog. Pflegämtern, die teils im Namen des Landesherrn oder im Namen der Gutsherrschaft Justiz und Verwaltung übten, war von der Rechtsanschauung getragen, daß der Bauer nur ein Zubehör von Grund und Boden sei, und wenn man von dieser Anschauung ausging, wurde es leicht, ihn zu mißhandeln.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, Ihnen hier das volle Bild jenes feudalen Regimes zu zeichnen und die Wirksamkeit jener drei gewaltigen Faktoren erschöpfend darzulegen: nur in knappen Zügen will ich einzelnes hervorheben, um Ihnen zu zeigen, wie tief diese Zustände auf den Charakter unseres Gebirgsvolkes wirken mußten.

Was die Klöster betraf, so waren die meisten derselben Benediktiner-Abteien. Es wäre thöricht, die immensen Verdienste, welche sie sich um Landeskultur, um Wissenschaft und Humanität erwarben, zu bestreiten, weil auch dieser Beruf, wie alles in der Welt, sein Ende fand; soviel aber steht unzweifelhaft fest, daß mit dem Beginn der Reformationszeit ein tiefer Umschwung in der Wirksamkeit jener großen Abteien eintrat. Auch sie mobilisierten und wenn sie bisher eine Heimstätte stiller, beschaulicher Forschungen waren, so wurden sie jetzt die großen Arsenale für den erbitterten konfessionellen Kampf. Und dazu gab es allerdings reiche Gelegenheit, denn nur wenige Forscher denken wohl heute daran, mit welcher Energie die Reformation vor Zeiten in unsere stillen Gebirgsthäler eindrang, besonders in der Gegend zwischen Isar und Inn, deren Bevölkerung durch Intelligenz hervorragt. Zu Miesbach, in dem großen Markte, waren im Jahre 1583 nur mehr 30 Zuhörer in der katholischen Predigt, scharenweise verließen die Klosterunterthanen von Weyarn, Dietramszell und Tegernsee die Heimat, und alle erdenklichen Mittel wurden angewandt, um die Verbleibenden zu unterwerfen.

So zwang man auf der Paßstraße nach Achenthal jeden Fuhrmann zur Umkehr, der sich nicht als solider Katholik bekannte; den Bewohnern anderer Orte ward jahrelang jegliche Festlichkeit versagt, in Holzkirchen, dem Vorort des bairischen Hochlandes, ward ein Prälatenkonzil gehalten und zuletzt hatten natürlich jene recht, welche die Macht hatten. Mit einem Wort, die Entwickelungsgeschichte der oberbairischen Klöster ist auf den Charakter des oberbairischen Stammes von entscheidendstem Einfluß gewesen, der Hang zu phantastischem Wunderglauben, die gewisse Geheimthuerei, die der dortige Bauer noch heute hat, ward durch geistliche Einwirkung genährt; nicht minder eine gewisse Unselbständigkeit und Passivität, die lieber auf die Hilfe des Herrgotts wartet, statt sich selber zu helfen; denn wer den Charakter der bairischen Bergbewohner auch nur einigermaßen kennt, wird finden, daß alle diese Eigenschaften mit der kühnen, kräftigen Grundlage desselben im vollsten Widerspruche stehen, d. h. daß sie eben nicht in der normalen selbstverständigen Entwicklung seines Charakters lagen, sondern durch äußere Einwirkung in denselben hinein getragen wurden. Und diesen Einfluß übte

niemand so sehr als die oberbairischen Klöster. Das ist der eine Faktor. Was die weltlichen Gutsherrn betraf, so sahen diese allerdings weniger auf das Herz, sondern nur auf den Seckel, sie okkupierten den Bauer vor allem von der finanziellen Seite. Aber dieser Druck war in seiner demoralisierenden Wirkung auf den Charakter kaum minder stark. Denn niemand wird das ideale, sittliche Element verkennen, das im Gefühl des freien Besitzes liegt; ihn zu erringen braucht es Fleiß und Thatkraft, ihn zu erhalten fordert nicht nur physische, sondern ebenso oft moralische Kraft, ihn seinen Kindern zu vererben ist Segen und Trost für den Scheidenden. All das fällt weg, wenn der Besitz nicht mehr ist als „Herrengunst", wie der technische Ausdruck lautet; denn nur die freie Arbeit veredelt. Daß dem Bauer, der so schwer mit dem Fluche der Arbeit beladen war, der ideale Inhalt dieses Begriffs so völlig genommen wurde, indem er als Höriger dem Herren diente, das ist wohl die härteste von all den Ungerechtigkeiten, die die Feudalzeit ihm auferlegte. Und das ist auch von all den Mißverhältnissen, in denen er heranwuchs, dasjenige, was am tiefsten in die Gestaltung seines Charakters

einschnitt; es ist die Wunde, deren Narbe er am wenigsten verschmerzt. Denn heute noch denkt der Bauer niedrig über die Arbeit, und während der Bürger mit einem gewissen Stolz auf seine Thätigkeit blickt, sieht der Bauer die Vornehmheit und das Wohlergehen im Nichtsthun. Die pfiffige Hinterlist, die unsere Oberländer bisweilen zeigen, die Habgier, die aus ihrer Unbeholfenheit manchmal hervorlugt, ist die Folge davon, daß sie so übermäßig ausgebeutet wurden und auf geradem Weg so schwer zu ihrem Rechte kamen.

Und nun noch das, was wir die Bureaukratie genannt; die Vielregiererei von Polizei und Verwaltung; sie nahm den letzten Rest von Freiheit, den der Bauer noch besaß, hinweg, indem sie selbst über die Schwelle seines Hauses drang; sie kontrollierte den Küchenzettel und schnitt ihm die Kleider auf den Leib zurecht; auch sie verfolgte das Prinzip, daß man die Leute um so gründlicher bevormunden müsse, je niedriger ihr Stand sei. Wenn Sie die Kleiderordnung betrachten, die Max I. im Jahre 1604 erließ, so ist den Bauern darin nicht nur der Stoff für ihre Gewänder, sondern sogar das Leder, das sie zu ihren Schuhen gebrauchen müssen, vor-

geschrieben; wer andere Kleider trägt, dem werden sie konfisziert und der Schneider wird um den Macherlohn oder gar mit „Verlierung seines Handwerks“ bestraft. In den Rechtsbüchern und Weistümern, die aus der Gegend von Reichenhall, Chiemsee oder dem Innthal erhalten sind, ist das hochsträfliche Tanzen und Springen, Juchezen und andere Insolentien „bei Vermeidung schwerer, unausbleiblicher Straf“ verboten; man dekretierte, wieviel die Mahlzeit bei Familienfestlichkeiten kosten solle, und wieviel ein Unterthan beim Kegelschieben verlieren dürfe. Noch viel härter waren die Bestimmungen über die Verwertung der ländlichen Produkte, kein Malter Korn durfte ohne Genehmigung nach „auswärts“ verkauft werden, um, wie es in den Verordnungen heißt, „die Aufschnellerei“ der Preise zu verhüten.

Sie sehen, man gebot und verbot, ohne sich um die innern Gründe der Dinge zu kümmern; es war die Blütezeit des beschränkten Unterthanenverstandes und so lag denn die Originalität des Volkes gewissermaßen im ständigen Kampfe gegen die Obrigkeit. Der Inhalt solcher Verordnungen, wie ich sie Ihnen hier mitgeteilt, ward durch ihre

Handhabung nicht gemildert, denn die Beamten suchten nicht selten das, was ihnen an Autorität gebrach, durch Brutalität zu ersetzen, wie wir ja noch heute in Baiern vereinzelte Ausläufer dieser Spielart besitzen. In welchem Maße der Bauer solchen Druck empfand, das zeigt am besten der alte Spruch, den uns Schmeller erhalten hat und worin einer, dem man mit dem Teufel droht, erwidert: „Hat der Bauer nit Teufels genug, An Amptleutten und am Pflug?“

So können Sie sich leicht erklären, wie destruktiv diese allwissende Vormundschaft im Lauf der Jahrhunderte auf den Volkscharakter wirkte; jedes Kind verlangt ja, daß wir es nach seiner Eigenart erziehen, und ein Volksstamm soll nicht bloß mit bureaukratischem, sondern mit kulturgeschichtlichem Verstande erzogen werden. Der Mangel des letzteren, die prinzipielle Opposition gegen alles, was echt und originell war, mußte ihre Früchte tragen, und ich darf es hier wiederholen, nicht wenige Fehler, die wir jetzt im Charakter des bairischen Bergvolkes wahrnehmen, haben in diesem Regime allein ihre Quelle. Ihm fällt vor allem die Scheu zur Last, die der Bauer noch

immer gegen alle öffentlichen Zwecke und Pflichten hat; es wird ihm ja jetzt noch förmlich gruselig, wenn es sich um Geschäfte handelt, bei denen das Gericht oder die Verwaltungsbehörde beteiligt ist. Der geringe Gemeinsinn, der unserm Gebirgsvolke unleugbar zukommt und der gewöhnlich kaum über die Grenzen der engsten Nachbarschaft hinausreicht, hat darin seine Wurzel, daß die Behörden, die eben das Gemeinwesen verkörpern, den Bauer allzeit mehr von ihrer Herrschsucht als ihrem Wohlwollen überzeugt haben. Nur deshalb ist er so schwer zu haben, wo es sich um Leistungen für das Ganze handelt, ja der Begriff des Ganzen ist ihm geradezu verschlossen geblieben.

Ich habe versucht, Ihnen bisher in großen Umrissen ein Bild jener Kulturzustände zu geben, in denen der frühere Bewohner unserer Berge heranwuchs. Der schwerere Teil meiner Aufgabe ist damit erfüllt, ich habe gewissermaßen, wenn ich so sagen darf, die tiefen Schatten untermalt, die unerläßlich waren, für dies Bild unerläßlich, um gegen den Charakter unseres heutigen Bauers gerecht zu sein, und Gerechtigkeit ist schließlich doch die erste Pflicht einer jeden Charakteristik.

Betrachten wir ihn jetzt in der vollen, helleren Wirklichkeit, wie er unter diesen Einflüssen oder besser trotz derselben geworden ist. Man könnte sich da vor allem wundern, daß ihm überhaupt noch heitere und helle Seiten blieben, daß nicht alles Anziehende in seinem Wesen erdrückt worden sei. Bei dem Flachlandbauer von Altbaiern ist dies auch mannigfach der Fall; der Bauer im Hochland aber hatte eine Quelle, die sein Wesen trotz aller Peinigung immer frisch und gesund erhielt, und das war die großartige Natur. Sie war es, die den Charakter unseres Gebirgsvolkes gerettet hat; sie war es, die ihm immer wieder den Gedanken der Freiheit zurückgab, den man ihm mit tausend Händen raubte, sie war sein stiller Bundesgenosse gegen die Übermacht der Herren. Der Fels, über den er hinschritt, ließ etwas von seiner eigenen Unbeugsamkeit zurück, der Bergquell, aus dem er trank, etwas von seiner Frische, die Tanne, unter der er schlief, etwas von ihrem unverwüstlichen Grün. Und so blickte er, wenn er nur durchs Fenster sah, ins Große; seine Arbeit wies ihn von selbst ins Freie; wo er Hand anlegte, war es eine Bethätigung der vollen Kraft und alles rund um ihn war schön.



Darin besaß er das stille geheime Gegengewicht für die lauten zerstörenden Einflüsse, die seinen Charakter bedrängten: die Natur war gleichsam die milde Mutter, die das wieder heimlich gut machte, was der Geist der Zeit (der eiserne Vater), an seiner Erziehung sündigte.

Treten wir nun in das Haus des heutigen Bauers ein, etwa in Tegernsee, in Schliers oder in Fischbachau. Es ist Feierabend und der Alte sitzt vor dem mächtigen Tisch und schmaucht das geschnitzte Pfeifchen, während die letzten Lichter durchs niedere Fenster fallen. Draußen im Stalle hört man es noch rumoren, bis die Dirne den Kalben das frischgemähte, duftige Futter gereicht hat.

„Ja, was ist dös, Du kimmst doher?“ ruft der Alte erstaunt, wenn ich nun plötzlich durch die Thüre trete — aber er erhebt sich nicht; er streckt mir die derbe Hand entgegen und wartet bis ich vor ihm stehe, um sie zu ergreifen.

In dieser Scene spiegelt sich der ganze Wandel der Zeit. Der Mann ist noch heute Bauer wie es seine Väter hier vor 100 Jahren waren, aber dies Wort ist eben ein anderes geworden; er hat noch heute ein ganz spezifisches, fast exklusives

Standesbewußtsein, aber dieser bewußte Gegensatz thut ihm nicht mehr wehe, er scheidet nicht mehr Dienen und Herrschen; das niedrige, das schmerzliche ist ausgetilgt. Nach innen in seinem Haushalt und seinem Wirkungskreise ist der Name „Bauer“ geradezu ein Ehrenname, er wird, wenn ich so sagen soll, als Titel gebraucht, ganz ähnlich wie der Gewerbsmann in seinem Hause „Meister“ genannt wird. Nie sagt die Frau „mein Mann“, sondern nur „mein Bauer“, wenn sie mit dritten von ihm spricht; und obwohl er selber ebenso Hand anlegt, wie der letzte Knecht, so ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem und jenem. Er selber ist ein kleiner Souverän geworden in seinem Eigentum, der aristokratische Zug, der ursprünglich in seinem Wesen steckt, ist wieder freigegeben, er hat seine Almen in den Bergen, wo er unumschränkt gebietet. Wälder und Felsen sind sein, und wenn es ihm nach Ehren gelüstet, dann stehen ihm auch diese in Fülle bereit. Er kann Bürgermeister, Geschworener nnd Deputierter werden, ja sogar im Reichstag dem Fürsten Bismarck widersprechen, falls dieser sein Oberbairisch versteht. So findet denn der Bauer jetzt in seinem häuslichen Wirkungs-

kreise eine Befriedigung, ja einen Stolz, der ihm früher fehlen mußte, und nur nach außen tritt noch bisweilen ein Nachklang an seine einstige mißachtete Stellung hervor, in dem Mißtrauen, das er dem Fremden entgegenbringt in dem Verdachte, daß er von diesem verspottet oder mißbraucht wird. Aber die Fremden fassen es eben auch nicht immer richtig an, gewöhnlich entspricht dann ein Übermut dem andern und da der Bauer sich hier auf seinem eigenen Boden fühlt, zieht der Fremde selbstverständlich den kürzeren. Für solche Figuren hat der Bauer das pikierte Wort „die Herrischen", „die Stadtfrack", und mit ihnen steht er noch heutzutage auf Kriegsfuß. Dies Selbstgefühl, dies starke Bewußtsein seiner Persönlichkeit, wie's jetzt als ein Charakterzug unseres Gebirgsbauern feststeht, erscheint aber nicht bloß als die Folge seiner befreiten sozialen Stellung, sondern es liegt tiefer, es ruht in der ganzen geistigen und körperlichen Begabung des Stammes.

Ich habe schon vorher hingewiesen, daß der Bauer diesen Zug vor allem der gewaltigen Bergesnatur und seiner Beschäftigung im Freien dankt. Wenn in der Kaiserklause z. B. die Trift beginnt

und tausend Klafter vor dem Wöhr des aufgestauten Baches toben, und wenn dann der keckste unter den Holzknechten hinabsteigt, um die Schleußen zu öffnen, daß die Stämme wie rasend herunterjagen, das ist ein Wagestück, vor dem mir graut, so oft ich es auch gesehen. Und doch ist es der tägliche Beruf; das selbstverständliche Handwerk ist es, wenn der Jäger auf dem schmalen Grat über den Abgrund klettert, wenn der Holzknecht zum letzten Streiche die Axt erhebt. Da wird das Gewerk zum Kampfe. Wer jemals einen mächtigen Bergwaldstamm hat fällen sehen, wer es weiß, wie die grüne Fichte sich zornig zurückbeugt, wie ihr goldenes Blut aus klaffender Wunde träufelt, dem wird es zu Mute sein, als ob der angegriffene Baum lebendig würde in seiner letzten Stunde, als ob er sich zur Wehre setzte und fühlte, was ihm begegnet. Seine grünen Arme sind ohnmächtig vor dem bewaffneten Arm des Menschen, stöhnend bricht er nieder, doch seine Kraft giebt er dem zum Erbe, der ihn erschlagen hat. So kommt jener baumstarke Wuchs und jener kühne Sinn in diese Gestalten, die mit offener Brust und schallender Axt durch die Berge gehen. Wäre der Bauer im

bairischen Hochland nur auf seine häusliche Arbeit beschränkt, so würde jene Kühnheit gar bald sich abschwächen, besonders seit er auch äußerlich in leidlichem Wohlstande lebt; aber gerade dieser Bestandteil seines Schaffens: die Almen, die Jägerei, die Holzarbeit vermitteln den Zusammenhang der Bewohner mit dem rauhen ursprünglichen Element des Waldes, in ihnen liegt die verjüngende, fast möchte ich sagen, die verwildernde Kraft, die das Volk der Berge zum Bergvolk macht.

Der Bauer nennt das, was wir hier so eingehend auseinandersetzen, mit einem kurzen Wort „die Schneid". „Schneid haben" ist das erste und letzte Erfordernis, wenn man im Hochgebirge etwas gelten will, „wenn d' kein Schneid nit hast, na bist nit g'schatzt", kann man dort auf allen Wegen hören. Sie wird höher als Geld und Gut geachtet, wie dies aus manchen Volksliedern durchklingt.

Und's Dirndl hat g'sagt:
Was bist für einer,
Balst kei schneidiger bist
Is mir lieber keiner.

Der kecke Bursch aber erwidert:

Und der Teufel hat Hörndl
Und i hab' mei Deandl
Und dös Deandl mag mi'
Weil i a Hauptspitzbua bi'.

Der ganze jubilierende Sangeston, der durch dies Volksleben hinzieht, wird von diesem Frohgefühl der Kraft und der Kühnheit getragen. Aus ihm quellen jene Jodler, die durch den einsamen Wald schallen, und die übermütigen Trutzgesänge beim Gelag.

Dieser Zug des Mutes ist aber nicht nur den Männern eigen, sondern auch den Kindern und den Alten, ja selbst den Weibern, denn andernfalls stünde es schlimm um die Sennerinnen auf mancher einsamen Alm.

Da ging aus der Valepp einmal der Forstgehilfe, der besonders scharf nach den Wilddieben sah, für einige Tage in die Stadt und sagte scherzend zu dem kleinen siebenjährigen Förterssohn: „Jetzt mußt halt Du außigehen, Seppei, auf die Wildschützen, bis ich wieder heimkomm." Schon am Abend fehlte der kleine Bursch und nur mit höchster Mühe fand man ihn nach 24 Stunden hoch in den Bergen auf einer Stelle, die als Fährte der Wild-

diebe allgemein bekannt war. Die kleine Flinte lag neben ihm, er selber war vor Hunger und Müdigkeit eingeschlafen, aber als man ihn mit Vorwürfen weckte, erwiderte er trotzig: „Is ja der G'hilf nit da, wer sollt' dann die Wilddieb die Lumpen derschießen, wenn i nit außigeh?“

Daß bei dieser Kühnheit auch Exzesse sehr nahe liegen, ist wohl begreiflich. Wir alle haben ja die Fehler unserer Tugenden und der Naturmensch, der „Ungebildete“, muß sie in doppeltem Maße haben, weil es ja erst die Aufgabe der Bildung ist, diese rauhe Kehrseite von uns abzulösen, ohne daß uns die andere Seite, die Tugend, darüber verloren geht.

So finden wir, daß diese Kühnheit nicht selten in helle Rauflust auflodert; das Sprichwort aus Bairisch-Zell klingt schlimm genug „Heut is lustig, heut muß noch einer hin werden“. Ebenso erwächst daraus ein gewisser Hang zur Widersetzlichkeit, den die Behörden oft mehr steigern als mildern, und eine Rachsucht, die sich mit und ohne Waffen Luft macht. Denn ein Mensch, der soviel Kraft und Mut besitzt, verzeiht eben schwerer, als jener, dem beides fehlt.

Eine der fürchterlichsten Raufereien, die ich

jemals angesehen, führte ein 86jähriger Mann in Egern gegen seine 83jährige Ehehälfte, weil er meinte, daß diese den 79jährigen Knecht lieber habe als ihn.

Ebenso scheint es begreiflich, daß bei solchen Anlagen der Bauer im bairischen Gebirge eigentlich mehr zu freiem Schweifen, als zu häuslichem Schaffen geartet sei, und dennoch hängt er an seinem Hause mit einer Pietät, die etwas Rührendes an sich hat. Er nennt es seine „Heimat“, das einzelne Gehöfte, nicht die Gegend wird so genannt, und „seine Heimat verkaufen“ galt, bis in die allerletzte Zeit, für wenig ehrenvoll.

Schon der Bau des Hauses, die schmucken Altanen, die Blumen vor dem Fenster verraten, daß es dem Besitzer lieb ist, und wenn ich Zeit hätte, Sie nun in den einzelnen Gelassen herumzuführen, so könnten wir aus Stil und Einrichtung so manchen charakteristischen Zug gewinnen. Die meisten Häuser im bairischen Gebirg sind Einödhöfe, es entspricht das dem stark individuellen Geiste der Bewohner, während sie z. B. in Franken, wo der Korporationsgeist die Oberhand hat, zu Gassen gereiht aneinander stehn. „Vor an Einöd’ soll man den Hut

abthun," lautet ein uraltes Sprichwort, das gewisser- maßen den geweihten Frieden dieser einsamen Stätte ausdrückt. Der Hausname geht auch auf den Bewohner über und wenn Sie sich z. B. nach dem Eigentümer des Westerhofs erkundigen, so werden Sie hören: „Hansei" heißt er, „Widmann" schreibt er sich und der „Westerhofer" ist er. — In der Skala dieser Begriffe können Sie die Bedeutung des bäuerlichen Hauses am besten herausfühlen; der Besitzer identifiziert sich geradezu mit demselben. Nach seinem Hause wird er bei Freund und Feind genannt, der Schreibname hat wenig Belang, da der Bauer sich eben sehr selten „schreibt", er ist nur die offizielle Marke, womit der Alte im Steuerbuch und der Junge in den Kompagnielisten steht. Wie hoch das Haus gehalten wird, ist ferner daraus erkennbar, daß es für unschicklich gilt, einen Fremden vor demselben zu empfangen; „gehts eini, gehts eini" ist das erste Wort, das der Bauer spricht, wenn wir ihn unter der Thüre begrüßt haben, und wir Luftschnapper sind oft in Verzweiflung, daß man uns an den schönsten Nachmittagen so etwas zumutet. Auch er selber bringt den Sonntag in der Stube zu, sofern er daheim ist. Obwohl das

Haus nur an den ältesten Sohn kommt, um die Zersplitterung des Besitzes zu vermeiden, so betrachten es doch auch die übrigen Geschwister, die sich in der Nachbarschaft ansiedeln oder verdingen, noch immer als ihren Mittelpunkt und behalten dort zeitlebens ein Unterstandsrecht, das bei jeder Gutsübergabe ausdrücklich verbrieft wird.

Das Familienleben und die Arbeit des Bauern, auf die wir hier von selber kommen, weil sie gewissermaßen die Seele und den lebendigen Inhalt des Hauses bildet, das sind wohl jene zwei Gebiete, auf denen der Druck der feudalen Vergangenheit noch am meisten fühlbar wird, allein trotz aller Mißstände, die wir hier nicht leugnen wollen, ist doch das Familienleben im bairischen Hochlande immer noch viel glücklicher und humaner als wir Städter es in der Regel glauben, es regiert doch vielmehr die Güte als die Strenge und ebenso müssen wir bedenken, wenn uns einzelne Maßregeln herzlos oder kaltsinnig erscheinen, daß der Naturmensch eben die Dinge doch weit mehr aus dem natürlichen Gesichtspunkt, als mit jener sensitiven Pietät betrachtet, die wir erst unserer Erziehung verdanken.

Der Bauer ist sich dessen selbst bewußt, es

sagte mir ein alter Mann in Tegernsee nach dem Tode meines Vaters die schönen und merkwürdigen Worte: „O mein Gott, thuts unser einem so weh, wie muß man erst bei euch ein solches Unglück spüren, wo die Leut' so viel ein feiners Gemüt haben. Ein Bauer hat ja überall nur den halben Schmerz."

Das heißt, er hat mehr Stoicismus, mehr Resignation als wir; er steht mit seiner Lebensweise dem natürlichen Werden und Vergehen so unmittelbar gegenüber, daß ihm die Grausamkeit, die darin liegt, minder hart und die Notwendigkeit weit versöhnlicher erscheint. Ihm sterben die Eltern oder alte Freunde weg, wie er alljährlich die welken Blätter im Herbste fallen sieht, er empört sich nicht gegen das Verhängnis; denn er ist aufgewachsen im Bannkreis dieser Gesetze. Und trotz alledem tritt dennoch bei unseren Oberländern das Empfindungsleben in seltener Weise hervor, freilich nicht für jeden und vor jedermann, aber doch für den, der es zu finden weiß. Ich will Sie nur an die wunderschöne Zeile im Volkslied erinnern, die da lautet:

Und wenn ich amal stirb,
Brauch i Weihbrunn kein(en),

Denn mein Grab dös wird naß
Von mein' Dirndl sein Wein(en).

Wo eine stille Menschenthräne soviel gilt, daß sie höher steht als aller feierliche Segen, da muß doch das Herz eines tiefen und schönen Empfindens fähig sein und diese Fähigkeit habe ich immer für einen der besten Züge im Charakter unseres bairischen Hochlands gehalten.

Sie ist verstümmelt worden durch unbarmherzige Zeiten, sie verbirgt sich scheu vor fremden Blicken, aber sie ist da, das kann ich Ihnen verbürgen. In hundert kleinen Zügen des alltäglichen Lebens giebt sich diese Gemütskraft, wie ich es nennen möchte, kund, in der leidenschaftlichen Liebe zur Heimat, in der innigen, fast märchenhaften Beziehung der Bergbewohner zur Tierwelt, in Brauch und Sitte, in Wort und Lied. Wie geschäftig spricht so eine Sennerin mit ihren Kalben, wie ist sie bekümmert, wenn ihnen ein Leid widerfährt, wie genau kennt der Hirt jedes Stück seiner Herde; nicht bloß dem Äußern nach, sondern in seinem Charakter, in seinen Vorzügen und Fehlern. Jener urtiefe deutsche Zug, der die Tierseele gleichsam persönlich faßt und seine menschlichen Eigenschaften auf dieselbe über-

trägt, ist vielleicht nirgends so sehr ausgebildet, wie beim oberbairischen Bauer.

Ich erinnere mich wohl, wie ich einmal vor einem Pfluge stehen blieb und wie der Bauer, der hinter demselben herging, ganz untröstlich war, weil er versicherte: „Dös Roß hat halt koa G'müt. Es hat koan Verdruß, wenn i ihm mit der Goasel kimm, und koa Freud, wenn's in der Fruah sein Habern sieht, es thut sei Sach schön staad dahin, aber 's hat halt koa G'müt.“

Ich mache dies Beispiel ausdrücklich namhaft, weil man gerade aus dem Vermissen einer Eigenschaft am sichersten auf ihr gewöhnliches Vorhandensein, auf das Bedürfnis nach derselben schließen kann.

Ebenso bedeutend aber als die Kraft des Gemütes ist bei unserem oberländischen Volke der scharfe Verstand entwickelt. Wer hier genauer betrachtet, wird eine doppelte Richtung in seiner Denkart wahrnehmen, zwei Züge, die sich scheinbar widersprechen und die doch dadurch allein schon, daß sie in ein und demselben Stamme vereinigt sind, den geistigen Reichtum desselben darthun. Denn unbestreitbar hat der Bauer in unseren bairischen Bergen

zunächst eine tief beschauliche Natur, er liebt es, die Gedanken, die ihn beschäftigen, nachdenklich auszuspinnen; man könnte sagen zu philosophieren. Aber so sehr ihn sein Hang zu dieser Art von Betrachtung führt, wo er sich gehen lassen kann, ebenso epigrammatisch spitz, so schlagfertig rasch ist sein Gedanke, sobald ihm ein anderer Gedanke gegenübertritt, sobald seine Rede zur Gegenrede wird.

Jetzt ham s' ja g'sagt, daß d'heiratst, Hansei, (ruft einer dem andern zu) was is denn für eine, is die große von Schliers, oder die kleine von Tegernsee? O Jesses na, a ganz a kloane is, (erwiderte der andere) weißt von zwei Übel —

„No," sag i, „Sepp, jetzt heiratst ja,
Was nimmst denn na für oane?
Du, da wirst schaugn, Saperadi —
A große oder a kloane?"

„„A kloane,"" sagt er, hat er g'sagt,
„„Von Schliers is s' umikemma,
Denn von zwoa Übel muaß ma' do'
Allweil dös — kloaner' nehma.""

In Schliersee sollte ich auch einmal einem Mädchen raten, um das ein reicher Bauer geworben

hatte, „a recht a warmer," wie der Volksausdruck lautet. Haus und Hof war glänzend bestellt, aber der Mann selber war alt und unbeliebt, und bedenklich schüttelte das schöne Lisei den Kopf. „Ja," sprach sie nach langem Bedenken, „ja, die Kapellen wär scho recht, aber der Heilige taugt mir nit." Und richtig, noch am selben Tag erhielt der „Heilige" einen Korb.

Ein anderer bat um einen Kuß und als das Mädchen Einwände erhob, erwiderte er lachend: „Sei nur staad, ich mach schon die Augen zu, damit's niemand sieht."

Nach alledem läßt sich denn wohl behaupten, daß von den vielen ungerechten Vorwürfen, die man dem Bauer macht, keiner wertloser ist, als wenn man etwa in unserem bairischen Hochland vom „dummen Bauer" sprechen wollte. Im Gegenteil, er ist hervorragend geistig begabt, und nicht sein Verstand, sondern nur das Gebiet, in welchem derselbe thätig wird, ist beschränkt; dieselbe Abgeschlossenheit, die seinem Denken die originelle Frische gegeben hat, gab ihm naturnotwendig auch eine stoffliche Enge. Andere Grenzen seines Verstandes aber liegen dann im Charakter, in dem Eigensinn,

von dem seine zähe trotzige Natur nicht freizusprechen ist; denn oft genug handelt es sich im Leben ja überhaupt nicht darum, ob man etwas begreifen kann, sondern ob man es begreifen will. So äußerte sich auf dem Bahnhofe in Holzkirchen ein Bauer, der den Zug versäumt hatte, sehr ergrimmt über das Institut der Eisenbahnen und sprach etwa folgendermaßen:

„„Oho, pressiert's heunt gar a so,
Ist heunt dös Fahr'n so raar?
Heunt treibt s' bald, die Eisenbahn,
Als ob s' an Eilwag'n waar.““

So geben Sie mir wohl ohne Zweifel recht, wenn ich den Intellekt unserer oberbairischen Bauern auf eine hohe Stufe stelle, aber freilich, nicht jeder versteht diesen Verstand, denn glauben Sie mir, auch er ist individuell und der Scharfsinn, der zwischen felsigem Gestein emporwächst, ist etwas Grundverschiedenes von jenem Verstande, der sich zwischen den steinernen Mauern großer Städte entwickelt. Aber gerade dieser Gegensatz bildet ja den Reiz. Das aber, was den eigentlichen Vorzug und die kulturgeschichtliche Überlegenheit, wenn ich es

so nennen darf, unseres oberbairischen Volksstammes ausmacht, das ist nicht das eine und das andere allein, sondern es ist das beneidenswerte Gleichgewicht, in dem seine inneren Kräfte stehen, — seine geistige Begabung und sein Gemüt. Dies giebt seinem Wesen jene geschlossene Einheit und Sicherheit und seinem kulturgeschichtlichen Typus jenes Ebenmaß, das vielleicht der innerste und unbewußte Grund für die Popularität ist, die er gefunden.

Und so steht denn dies Volk der Berge vor uns und vor der neuen Zeit mit ihrer großartigen Gestaltung, die von allen Seiten auf dasselbe eindringt. Wie wandelt sich nun dies Bild! Denn wenn bis ins vorige Jahrhundert alles Streben darauf gerichtet schien, den Bauer aus dem Bereiche der Kultur hinauszudrängen, zu erdrücken, so fühlen wir jetzt überall das Streben ihn empor zu bringen, ihn hereinzuziehen in den Kreis der heutigen Entwicklung.

Damals war sein Leben ein Kampf gegen den negativen Geist der Zeit, die ihm alles nahm und alles versagte und gegen den er seine Eigenart (wenn auch nur mit passivem Widerstand) verteidigte, jetzt ist es ein Kampf mit der Fülle positiver Er-

rungenschaften, womit die Gegenwart ihn überschüttet und denen er geteilten Herzens gegenüber steht, halb wieder seine Eigenart verteidigend gegen das Neue, halb dennoch mit dem Drange erfüllt nachzukommen und sich der Gegenwart zu assimilieren.

Und das ist schwer, wenn jemand plötzlich Rechte üben soll, der beinahe rechtlos heranwuchs, wenn jemand Pflichten erfüllen soll, der nie zu freiem Pflichtgefühl, sondern nur zum Ertragen des Zwanges erzogen ward. Das ist der einfache und natürliche Grund, warum es keinem anderen Stande so schwer wird, sich in den Geist der neuen Zeit hineinzufinden, als eben dem Bauer; er ist nicht mehr die alte in sich geschlossene Gestalt, sondern wie sein äußeres Dasein, so ist sein inneres Wesen in der Entwicklung, in einem tiefen Umschwung begriffen.

Unter den großen Faktoren, die in dieser Richtung zur Geltung kommen, im Dienste der neuen Zeit, steht die Schule obenan und vielleicht mit keiner von den vielen Neuerungen sind die Leute selber so sehr einverstanden. Sie kennen das Schlagwort nicht, aber sie haben ein unbewußtes Gefühl

dafür, daß Bildung Macht ist, daß hier die schlimmste Kluft liegt, die sie von den übrigen Lebensständen trennt. Gestatten Sie mir, daß ich auch hier Ihnen ein weniges von meinen eigenen Erlebnissen erzähle.

Ich kenne eine alte Bauersfrau, von der ich viel gelernt habe, ohne daß sie es weiß, und mit der ich oft genug vom Lernen sprach. Sie ist nahe an den Siebzigen, aber noch heute ist sie untröstlich, daß sie dazumal nur das Lesen und nicht auch Schreiben lernen durfte, weil das zu teuer war. „Zwoa Kreuzer hätt's im Monat mehra kost“ — sprach sie mit treuherziger Miene — „aber mei Vada hat allwei g'sagt, woar schon schad um dös Heidengeld wegen der bissel Schreiberei! D'heili Schrift kann's lesen und zum Schreiben kimmt bei so an jungen Diendl so nix für.“ „Ja, mein Gott“ — fügte die Alte seufzend bei — „wenn ma sei Lebtag lang bloß a jungs Dirndl bleibet.“ An einem Sonntagmorgen (im vorigen Herbste) ging ich den Söllbach entlang und immer tiefer kam ich ins kühle Dickicht, in die lautlose Einsamkeit des Waldes. Da that sich eine Lichtung auf. Unter Tannenzweigen versteckt, aus rohem Gebälk gezimmert, lag eine Hütte dort, wie sie die Holz-

knechte wohl die Woche über bewohnen, aber heute war ja Sonntag, man sah keine Spur eines menschlichen Wesens. Da hörte ich mit einemmale eine mächtige Stimme rufen: „Post Kaltenberg“, „Herrgott, jetzt hab i's K vergessen“ und eine andere Stimme rief: „So, na' geht's guat, denn i woaß auch nimmer wie ma's macht.“ Verdutzt sah ich um mich und sah nun auf der anderen Seite der Hütte zwei Holzknechte sitzen, die sich mühten, gemeinsam einen Brief zuwege zu bringen. Er sollte in die Heimat des einen gehen, nach Post Kaltenberg, Tirol. Es war ein unendlich ergötzliches Bild; auf der roh gezimmerten Bank stand die Ruine eines zerbrochenen Maßkruges als Tintenfaß, an einem brennenden Holzscheit mit einem Groschenstück hatten sie den Brief gesiegelt, seit 8 Uhr morgens dauerte bereits die Arbeit.

Aber nun kam erst noch das schlimmste, nun kam die Adresse und das fatale K des Dorfes Kaltenberg.

Ich war natürlich der Retter in der Not und als ich das gefürchtete Hindernis so mühelos nahm, da waren die beiden ganz verblüfft, „was man nit all's lernen kann.“

Dieser vielsagende Spruch ward nun das Thema unserer weiteren Unterhaltung, an die ich mit Vergnügen denke; der eine der beiden Gelehrten stammte aus Bairisch-Zell, der andere, wie sich erraten läßt, aus Kaltenberg in Tirol. „Ha, gel dös sehest mir auch nit an,“ sprach derselbe lachend, „daß i amal auf und auf der erst g'wen bin in meiner Schul, aber mein Gott, was is dös für a Schulzeit g'wen! In der Fruh is der Pfarrer komma und in Nachmittag is er komma, wir hab'n ihn all recht gern g'habt, aber schaugts, vom Katakismus allein kann ma heut zu Tag nit leben.“

Offenbar ist die Wißbegier, der Trieb zu lernen, oder wie man es nun nennen mag, auch in den untersten Schichten des oberbairischen Volkes stark gewachsen, seit die Zeit einen rascheren Pulsschlag gewann, seit unsere Geschichte so thatenreich und die Reibung der Gegensätze so brennend ward. Die Fühlung mit diesen ist überhaupt unendlich lebhafter als man sich in der Regel denkt; wer möchte es glauben, daß in Tegernsee ein Eingeborner sich damit beschäftigt hat, Liebigs Porträt in Holz zu schnitzeln, daß ein Bauer von Gmund, der als Zitherspieler bekannt ist, einen von ihm

erdachten Marsch nach Versailles an Moltke schickt, daß der Bürgermeister von Wiessee eine Stunde lang hinter dem Kirschbaum steht, um auf Döllinger zu warten, der aus dem Nachbarhause hervorkommen muß. Auch das sind Zeichen der Zeit, die deutlicher sprechen, als lange Sätze.

Ein zweites Moment, das auf die Umgestaltung der Verhältnisse im bairischen Hochlande tiefen Einfluß übt, wenn auch oft in recht zweischneidigem Sinne, ist der wachsende Handel und Verkehr. Die Energie, womit sich dieser verbreitet, ist kaum zu beschreiben; wenn früher der Bauer zu Markte zog und seine Erzeugnisse feil hielt, so kommen jetzt die Händler zu ihm ins Haus und kaufen auf Stunden weit alle Vorräte auf. Das wäre ja an sich nicht so schlimm, aber schlimmer ist es, daß die Tendenz immer sichtbarer wird, auch den ganzen Grundbesitz in den Bereich der Spekulation hineinzuziehen und zu mobilisieren. Leider kommt dieser Rührigkeit der Gutszertrümmerer auch ein gewisser geschäftiger Sinn des Bauers entgegen; er, der Jahrhunderte lang von allen übrigen Ständen ausgebeutet und übervorteilt ward, hat nun seine doppelte Freude daran, wenn er mitunter hoch im

Preise steht, daß nun auch an ihn die Reihe kommt, gelegentlich Gewinn zu machen. Wär' der Gewinn nur nicht so häufig Schein!

Die dritte große Macht der Zeit, die ähnlich wie das Lernen und das Gewinnen in die ruhige Stabilität des bäuerlichen Lebens eingreift und umgestaltend auf dasselbe wirkt, ist die politische Bewegung unserer Tage. Welche Fülle von Ideen, von Rechten und Pflichten drängt sich da in den stillen Gang ländlicher Arbeit ein, mit denen der Bauer sich nun auf einmal abfinden soll; hier wird es ihm offenbar am schwersten, sich in die Neuzeit einzuleben.

Es ist dies auch ganz natürlich, denn in keiner andern Beziehung war die Entwicklung der Zeit so rasch, kein anderes Gebiet steht begrifflich so hoch wie dieses, wo es sich nur um große gemeinsame Fragen, statt um individuelle Bedürfnisse handelt, in keinem andern fehlt es dem Volke so sehr an richtiger Belehrung. Wie es hier mit der Klarheit und dem Verständnis beschaffen ist, das zeigt sich an hundert Vorkommnissen, die wir während der bairischen Wahltage erleben. Vielleicht mag Ihnen auch hier das eine oder andere Beispiel aus dem

täglichen Leben gefallen, gestatten Sie mir, daß ich es in den mildernden Humor der Reime kleide.

Bei uns da wählen s' auf der Post,
Wie's gar[1] war hamma 's Bier verkost,
Denn dort is guat, koa so a G'schmier,
Da hab'n s' a Tegernseer Bier.
No ja, und wie's beim Bier halt geht,
Jetzt wird halt von der Wahlsach g'redt.

Mei Nachbar schaugt ganz damisch drein:
„Oho!“ sag' i, — „schlaf nur nit ein,
Sonst geh' i glei und hol Dei Geld,
Jetzt sag's, was hast na für oan g'wählt?“
„„Ja was für oan, dös woaß i net,
Den sell'n[2] halt, der am Zettel steht.““

„Du Lapp, dös hab'n mir[3] aa scho' than,
Nur eh ma 'n hergiebt, schaugt ma 'n an.“
„„Na,““ sagt er, „„ang'schaugt hab i 'n net,
Mir hab'n sie's ganz g'nau g'sagt, wie's geht.

Zu mir is der Herr Pfarrer kemma
Und sagt, i soll den Zettel nehma
Und sagt zu mir (und dem daneben):
Ist un—er—öffnet ab—zu—geben!

---

[1] Zu Ende. [2] Denselben, denjenigen. [3] Wir.

Denn so steht's drin im G'setz amal
Und drum ist dös a g'heime Wahl.

I hätt' scho' so gern einig'schaugt,
Aber jetzt hab' i mi' nit traut,
Wer drob'n steht — i woaß 's nit. No mein,
I denk' es wird scho' oaner sein.""

Allein, soviel auch dem Bauer noch fehlt zum Verständnis innerer Fragen, so verworren sonst seine politischen Begriffe sind, in einem Punkte ist doch schon heute ein unermeßlicher Umschwung zur That geworden. Und das ist das nationale Bewußtsein. Hier handelt es sich eben nicht um Begriffe, sondern um ein Gefühl, und dieses Gefühl sagt ihm mit instinktiver Entschiedenheit, was die Einheit eines Volkes wert sei.

Wer auch nur eines jener Kriegerfeste sah, wie sie alljährlich im bairischen Gebirge gehalten werden, wer es sieht, wie stolz am Sonntag auf der grauen Joppe das Denkzeichen prangt, wer die Soldaten hat reden hören, die nun in ihren häuslichen Kreis zurückgekehrt sind, der ist in dieser Beziehung aller Sorge ledig.

Eine der schönsten Scenen, die ich vielleicht je

im bairischen Hochland erlebt, war von diesem Geiste getragen. Es war im Jahre 1873 am sogenannten „Dintzeltag“ bei einem Feste, das die Holzknechte alljährlich im Dorfe Kreuth meist in der Winterzeit begehen. Da erhob sich plötzlich, nachdem man dem Forstpersonal die offiziellen Ehren erwiesen hatte, ein Bauer aus ihrer Mitte und erklärte mit lauter, fast erregter Stimme, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, und begann zu sprechen von dem großen geeinigten Vaterland, dessen man auch im letzten Winkel der Berge gedenken, dem auch der letzte Mann dahier mit vollem Herzen gehören solle. Und dann erhob er den schweren steinernen Krug und brachte ein Hoch aus auf das deutsche Vaterland! Mitten in dieser Wildnis, in diesem meilenweiten Grab von Schnee, unter diesen rauhen riesigen Gestalten taucht so derselbe eine große Gedanke empor, der aus den Wogen der Nordsee rauscht, in dem sich einstmals in der Stunde der Gefahr die vierzig Millionen zusammenfanden.

Die Musik begann zu spielen; aber kein Jodler war es diesmal, es war „die Wacht am Rhein“, und die wilden Burschen von Kreuth im grünen Hut und in den groben Nagelschuhen, die damals

über den Rhein gezogen, sangen mit, daß die Fenster bebten. Draußen über dem Schnee glitzern die Sterne, silbern glimmt der Mond über den Bergen; „Hoch, hoch! und wieder hoch!“ klang es hinaus in die Winternacht.

Und nun noch ein anderes Bild, das mehr den heiteren Zug an sich trägt. Es war in der schwarzen Tenne, wo ich vor acht Jahren einen alten Köhler traf, tief in den Siebzigen stehend und herkulisch gebaut, wie eine knorrige Tanne. Der sprach, indes er seinen Meiler schürte: „Herrgott, dös is halt doch a Freud, daß jetzt dös Deutschland auch zu Baiern g'hört,“ und als ich ihn lachend berichtigte, daß es wohl umgekehrt richtiger sei, da fuhr er mir ungeduldig dazwischen: „Ach mei', dös bleibt sich allweil gleich und dös verschlagt net viel, d'Hauptsach is doch, daß wir beieinander sind.“

Ja in der That, es ist ein hohes Gefühl für alle, die der Seele des Volkes nachgehen, zu wissen, daß hinter jeder originellen Einzelheit, die wir betrachten, der große, mächtige Hintergrund eines einigen Volkes steht. Kein anderes Reich der Welt ist ja so mannigfaltig an kulturgeschichtlichen Gegen=

sätzen, kein anderes bedarf es so sehr, daß die einzelnen Stämme sich nahe kommen und kennen lernen, dann werden die Gegensätze ihre fesselnde, nicht ihre trennende Kraft erweisen.

Wir Baiern aber, glaub' ich, dürfen mit Stolz darauf blicken, welch' gesundes Element, welche Fülle originaler Kraft wir dem geeinigten, dem deutschen Vaterlande zur Mitgift brachten in dem Kern-Volk unserer Berge. — Die Schatten, die ja nirgends fehlen, wo die Sonne scheint, habe ich Ihnen nicht verschwiegen; noch mancher Irrtum hält sich hartnäckig fest, noch manche schöne Kraft versagt dem Wohl des Ganzen ihren Dienst; aber diesmal will ich gern dem Köhlerglauben folgen: „Mei', dös verschlagt net viel, d'Hauptsach is doch, daß ma beinander san."



II.

Die oberbairische Mundart.

Ich weiß, daß es ein engbegrenzter Stoff ist, den ich Ihnen heute entgegenbringe, aber seine Grenzen sind blaue Berge und hochgewachsener Tannenwald, sein Widerhall klingt von trotziger Felsenwand, und das Leben, das er in sich trägt, das zieht dahin, wie unsere Alpenströme, wie der rauschende Inn und die lichtgrünen Wogen der Isar. Und daneben hat er einen Zauber, der mir höher steht als jeder andere, — den Zauber der Heimat.

In diesem Sinne möchte ich denn auch den Gegenstand vor Ihnen behandeln. Nicht aus dem Winkel der Gelehrtenstube, nicht über ausgebreitete Bücher hinweg, will ich zu Ihnen sprechen; fürchten Sie nicht, daß ich Sie durch das Wurzelwerk ety=

mologischer Forschung führe. Auch diese Arbeit muß ja gethan werden und es wäre thöricht, sie zu unterschätzen, (denn auf keinem Gebiete führt bloße Lebenserfahrung zum Ziel, ohne strenge systematische Arbeit) aber diese Arbeit liegt hinter der Öffentlichkeit, wenn ich so sagen darf; sie ist eine interne Angelegenheit des Forschers und nach außen soll davon nichts anderes dringen, als das Ergebnis.

Dies Ergebnis nun möchte ich Ihnen bieten aus dem, was sich denken, sagen und streiten läßt über mundartliches Wesen, aber ich möchte es bieten im vollen warmen Zusammenhange mit dem Wesen des Volksstamms; mit der organischen Einfügung ins wirkliche Leben.

Denn für jeden, der tiefer blickt, liegt ja die Macht und Bedeutung einer Sprache nicht in den philologischen Formen, die sie geschaffen, sondern in dem Geiste, der diese Formen sich zum Ausdruck wählte, in der Denkweise, die dadurch veranschaulicht wird, in dem kulturgeschichtlichen Untergrunde, von dem die Sprache getragen wird. Jedes Wort ist gesättigt mit Leben; wie scharf zeigt uns jeder einzelne Ausdruck die Grenze der Fassungs-

kraft, ja selbst den Grundton der Stimmung, die einen Volksstamm beherrscht! Denn der Dialekt ist ehrlich und enthüllt die Gedanken; nur die Sprache der Gebildeten ist geschaffen, um die Gedanken zu verbergen.

Tief unter der Gestaltung der Sprache ruht demnach die Gestaltung unseres eigensten Volkstums und hinter dem Geheimnis des Wortes liegt das Geheimnis der Seele, die dies Volkstum beherrscht. Dieser Seele möcht' ich auch diesmal Ausdruck leihen; Sie sollen nicht nur die Sprache hören, sondern die Menschen, die sie sprechen; Sie sollen im Wort die Wirklichkeit erfassen!

Es ist im Lauf der letzten Jahrzehnte so manches über unsere bairische Mundart geschrieben worden, aber vollendeter hat jene große kulturgeschichtliche Mission der Sprachforschung, wie ich sie hier zu charakterisieren versuchte, wohl niemand bethätigt, als jener gewaltige und doch so stille, fast scheue Mann, den Deutschland mit Stolz den seinen nennen darf — Andreas Schmeller. Wer könnte von bairischer Mundart sprechen, ohne seinen Manen eine Huldigung zu bringen; kein anderer Sprachzweig der zivilisierten Welt hat eine so systematische,

so mustergiltige, so erschöpfende Darstellung in grammatischer und lexikalischer Beziehung gefunden, wie sie die bairische Mundart durch ihn gewann!

Und wer war der mächtige Mann, dessen Namen selbst im eigenen Land noch Tausende nicht kennen? Ein armer Korbmacherssohn aus der Oberpfalz, der mit acht Jahren den Bauernkindern Schule hielt, der mit Hunger und Not sich durch die Studentenjahre schlug und der zuletzt, als er mit allem Studieren fertig war, wieder Bauer werden wollte. Als Wanderbursch mit zwölf Gulden in der Tasche und mit einem Manuskript, das keinen Verleger fand, zog er aus München in die weite Welt; als gemeiner Soldat in spanischen Diensten machte er die Napoleonischen Kriege mit. Dann war er Lehrer in Madrid, Jägeroffizier in Baiern, Universitätsprofessor und zuletzt ein stiller Beamter in den goldenen Bücherschätzen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Am 27. Juli 1852 schloß er die Augen; aber als Jakob Grimm bei Gründung der „historischen Kommission“ nach München kam, da wunderte er sich, daß er durch diese Stadt gehen müsse, ohne ein Denkmal Schmellers zu finden — so dachte der Heros deutscher Sprachforschung über

unseren bescheidenen Landsmann. Wir aber meinen: das edelste Denkmal hat er sich selbst gesetzt in seinen unvergänglichen Werken; die grammatische Darstellung der Mundarten Baierns, die 1821 erschien, und das „Bairische Wörterbuch", das vor kurzem von Frommann in zweiter Auflage ediert ward, das sind Bücher von einer wahrhaft unerschöpflichen Tiefe. Vor allem das letztere. Jedes Blatt, das man berührt, jede Seite, die man aufschlägt, strotzt von Wissen und Leben, von einem Reichtum der Anschauung und Empfindung, von einer Feinfühligkeit für das Volksleben, wie sie mit dieser strengen wissenschaftlichen Methode wohl noch keiner verbunden hat! Es ist ein seltsames Geschick um die Größe eines Mannes —: so mancher tritt von Anfang an mit gewaltigen Proportionen ins öffentliche Dasein; aber mehr und mehr bröckeln die Jahrzehnte von ihm ab, bis nichts mehr übrig bleibt, als ein Schatten und die Vergessenheit. Bei anderen aber wächst die geistige Persönlichkeit empor wie ein Baum; es ist im Anfang nur ein schwaches Reis, doch eine schaffende Triebkraft liegt darinnen, langsam und unwiderstehlich dringen sie höher und weiter. Sie erleben sich selber nicht, erst die Nach-

welt der Jahrhunderte erlebt ihre volle Bedeutung! Und so ist es mit Schmeller; in hundert Jahren wird vielleicht jedermann bei uns seinen Namen kennen — heute aber gestatten Sie mir, daß ich diesem Namen in unserem engeren Kreise den Zoll der tiefsten Ehrfurcht spende.

Wenn wir nun zum positiven Inhalt unseres Gegenstandes zurückkehren, so muß es vor allem unsere Aufgabe sein, das Verhältnis der Mundart überhaupt zur Schriftsprache festzustellen. Man kann wohl sagen: bis zur Reformation gab es in unserem heutigen Sinn keine Schriftsprache, sondern jeder der großen deutschen Stämme sprach und schrieb seine Mundart; durch die bedeutendsten Denkmale der Litteratur, der Geschichtsschreibung unseres Rechtslebens klingen Dialekte. Aber keinem dieser Dialekte gelang es, die Oberhand über die anderen in der Weise zu gewinnen, daß er zum allgemein herrschenden geworden wäre, (es war im sprachlichen Leben ein analoger Prozeß, wie er im politischen Leben der deutschen Volksstämme sich vollzog) und so erhob sich endlich aus der Vielheit des wirklich Geltenden der Versuch einer gleichsam idealen Einheit, einer Sprache, die anfangs nirgends

gesprochen, aber schließlich überall geschrieben ward, die kein Stamm von Anfang sein eigen nannte und die zuletzt doch allen Stämmen zu eigen ward. Bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts reichen jene ersten Versuche zurück; der Amtsstil der kaiserlichen Kanzlei begünstigte diese Entwicklung, aber durchgreifend wirkte auch hier erst jene gewaltige Hand, die einst an die Kirchthür zu Wittenberg schlug und damit eine Neugestaltung aller deutschen Verhältnisse wachrief! Erst durch Luther ward der Dialekt aus der Litteratur und aus dem Leben der geistigen, höher gebildeten Kreise endgiltig ausgeschlossen, die Sphäre aber, aus welcher Luther die Elemente seiner neugestaltenden Sprachbildung nahm, lag überwiegend im bairisch-österreichischen Sprachgebiet. Dem Dialekte aber war damit von selbst seine Rückzugslinie angewiesen, er hält sich noch eine Weile im städtischen bürgerlichen Leben, aber dann wird er mehr und mehr hinausgedrängt aufs Land; er waltet noch eine zeitlang im Schriftwesen weiter, aber auch von hier wird er mehr und mehr eliminiert auf das Gebiet des mündlichen Verkehrs, und heutzutage gilt er fast nur mehr im Bereiche des abgeschlossen-

sten Volkstums, des Bauernstandes. Dort blieb er stehen und blüht noch heute mit unverwüstlichem Leben.

Sie werden von mir nicht glauben, daß ich mit dieser Darstellung, womit ich lediglich den Verlauf der Thatsachen kennzeichne, etwa den Wert der Dialekte herabsetzen wollte. Im Gegenteil — je mehr sich in den Dialekt der volle und vollendete Ausdruck unseres Volkslebens zurückzog, desto wichtiger wird derselbe für die kulturgeschichtliche Forschung; je weiter unsere Bildung vorschreitet, desto reizvoller erscheint uns dieser Quell der Ursprünglichkeit. So steht die Mundart denn (um Schmellers Bild zu gebrauchen) wie ein reicher Erzschacht neben dem künstlich gewonnenen Metall, oder „wie der ungelichtete Teil eines tausendjährigen Waldes" neben dem Nutzholz, das daraus gewonnen ward. Und darum soll man nicht die Dialekte, die neunzehn Teile unseres Volkes sprechen, als ein gleichgiltiges Nichts betrachten, denn sie sind jene Thatsache, in der sich „das geistige und körperliche Sein und Thun" jenes Volkes am vollendetsten darstellt.

So urteilt Schmeller in seinem Vorwort zu den „Mundarten Baierns", und in verwandtem

Sinne hat sich auch der größte der deutschen Dichter geäußert; es ist bekannt, wie Goethe über den Nürnberger Dichter Grübel und über Hebels alemannische Gedichte dachte — Goethe, der bei aller scheinbaren Vornehmheit doch unter allen Großen unserem Volkstum stets am nächsten stand, der gleichsam unwandelbar die Hand am Pulse dieses Volkslebens hielt.

Wir haben bisher den historischen Entwicklungs- und Scheidungsprozeß der Schriftsprache und Mundarten in Kürze betrachtet, und es obliegt uns nun noch, die geographische Begrenzung der letzteren festzustellen. Ich darf mich wohl auch hier ziemlich kurz fassen, denn Ihnen allen ist wohl diese Gliederung im wesentlichen bekannt. Die beiden großen Hauptäste am Stamm der deutschen Sprache sind die niederdeutsche und die oberdeutsche Mundart, zwischen welche sich die mitteldeutschen Dialekte an der Mainlinie einschieben. Unter den oberdeutschen Dialekten aber, die für uns natürlich zunächst in Betracht kommen, zeigen sich drei große Hauptgruppen: der oberrheinische oder alemannische, den wir in der Schweiz, im Elsaß und zum Teil noch im südwestlichsten Winkel von Baiern finden;

der westlechische oder schwäbische, der an der Donau oberhalb des Lechs, sowie im größten Teile des Neckargebietes daheim ist, und endlich der ostlechische oder bairische, der das übrige Gebiet der Donau und ihrer Seitengewässer umfaßt, soweit überhaupt noch deutsch gesprochen wird. Also zumeist Altbaiern und die deutsch-österreichischen Ländern.

So gliedert Schmeller das oberdeutsche Sprachgebiet; wir aber können selbstverständlich weder die genaueren Grenzen, noch die charakteristischen Merkmale aller hieher gehörigen Dialekte ins Auge fassen, sondern müssen uns auf unser engeres Thema, auf die bairische Mundart beschränken. Allein, selbst hier hat noch die Grenzberichtigung ihre Schwierigkeiten. Wir haben vorher betont, wie eng das Gebiet unseres Stoffes gemessen sei; doch das gilt eben nur von dem, was man in der heutigen politischen Begrenzung die „oberbairische Mundart" nennt, aber keineswegs von der großen historischen Entwicklung des bairischen Stammes und bairischer Sprache. In diesem letzteren Sinne gefaßt erweitern sich die Linien unseres Bildes gewaltig; bedenken Sie nur, daß es neun bis zehn Millionen Bajuvaren giebt, wovon nur etwa 2½ im heutigen

Königreiche Baiern leben, daß es unser Sprachzweig ist, der die ungarischen und italienischen Grenzen umrankt.

Die mannigfaltige Gestaltung, die dieser Sprachzweig selbst wieder erfuhr, brauche ich kaum zu betonen, er trägt andere Blüten in Tirol und im Salzburgerland, in Niederöstreich und in Niederbaiern und zuletzt in den Felsen unseres eigenen schönen Hochlands. Auf dieses letztere Gebiet wollen wir uns hier beschränken, auf jenen Sprachkreis, den man heutzutage κατ' ἐξοχήν die „oberbairische Mundart“ nennt.

So haben wir denn unser Thema auf seine engeren festgeschlossenen Grenzen zurückgeführt und in diesen Grenzen stellen wir uns nun die Frage: Was ist das Wesen, welches sind die charakteristischen, sprachlichen Merkmale der oberbairischen Mundart?

Die Eigenart derselben läßt sich nach dem Urteil eines berufenen Kenners in drei Momente zusammenfassen: in das nachlässige Aussprechen der Vokale, in das gedämpfte Aussprechen der Halbvokale oder Liquida l, n, r und in das Verschlingen der Endsilben.

Sie werden aus dem Gesagten schwerlich ein Bild gewinnen, aber ein Beispiel aus dem Leben wird dies Bild um so lebendiger gestalten. Der Grundlaut aller Vokale, der Kinderlaut der Menschheit ist das a; o und u sind seine Tiefen, e und i seine Höhen. Und wer die Vokale nachlässig spricht, wie der oberbairische Dialekt dies thut, der spricht weder die Höhe noch die Tiefe rein, sondern läßt überall das a, den Grundlaut, hineinklingen. Das „lernen“ wird zum „learna“, das „biegen“ zum „biag'n“ das „Wort“ zum „Woart“, das „zu“ zum „zua“. So hört man allenthalben, auch bei den sämtlichen übrigen Vokalen das a mit.

Nicht minder geläufig wird Ihnen allen, sobald Sie es am Beispiel hören, das zweite charakteristische Merkmal des oberbairischen Dialekts werden; man sagt statt Kapelle „Kappein“, statt stehen „steähn“, statt Herren „Heärn“.

Und ebenso bekannt ist Ihnen die Verkürzung oder völlige Abstoßung der Endsilben, das Wort „schon“ klingt „scho'“, man sagt „freili'“ und „lusti'“. Die Verkürzung aber hören Sie in allen Verbis: sag'n, geb'n, flieg'n u. s. w., wenn statt Büchel „Büchl“ gesprochen wird oder vollends „Büchei“.

So drängt sich durch die ganze oberbairische Mundart das Streben nach klangvoller Vokalisierung, die der Mundart erst jenen volltönigen Brustton giebt, den wir jetzt an ihr bewundern.

Aus dieser Tonfülle heben sich dann jene Konsonanten um so schneidiger ab, die mit verdoppelter Wucht gesprochen werden, wie z. B. schaffen, raffen, du Lapp, du Drack, geh wecka u. s. w.

Daß der Dialekt ganz besonders eigenmächtig mit den Fürwörtern verfährt, ist Ihnen bekannt; man sagt: sie regnet, sie wird schön Wetter und ebenso ist das „Ees" und „Enk" statt Ihr und Euch im Brauche. Auch sagt man ausschließlich „mir" statt wir. Z. B. Wals Ees Enk trauts, mir traun uns scho'.

Es ist hier selbstverständlich unmöglich, in erschöpfender Weise die ganze Grammatik des oberbairischen Dialektes vorzutragen, ich muß mich auf diese fragmentarischen Andeutungen beschränken und kann auch auf den eigentlichen Wortschatz, der neben der Lautgestaltung ja das charakteristische Merkmal jeder Mundart bildet, erst später eingehen.

Wir haben vordem die Behauptung aufgestellt, daß, ehe sich die Schriftsprache aus der Vielheit

der Mundarten herrschend heraushob, auch der gesamte höhere geistige Verkehr und Ausdruck eines Volksstammes in der Mundart dieses Volksstammes stattfand, daß sich erst dann diese Mundart mehr und mehr in die tieferen Volksschichten zurückzog und daß demnach die Sprache, die jetzt dort gilt, nur als der Niederschlag, als das residuum der früher allgemein giltigen Sprache erscheint.

Für diese Behauptung habe ich gewissermaßen den quellenmäßigen Beweis gesucht und habe in tausenden von bairischen Urkunden vom 13. bis ins 16. ja selbst bis ins 18. Jahrhundert, die mir durch die Hände gingen, die sprachlichen Formen genauer beobachtet. Es waren dies nicht Urkunden aus dem alltäglichen Geschäftsverkehr, sondern lauter feierliche Dokumente: landesherrliche Verordnungen, Belehnungen, Verträge, Testamente, gerichtliche Urteile, welche wichtige Verhältnisse in getragener Sprache darstellen, und dennoch fand ich in diesen Urkunden fast das ganze lebensvolle Bild unserer heutigen Mundart wieder; die ganze Grammatik und den ganzen Wortschatz.

Zahllose Umlaute von Vokalen und Konsonanten treten uns hier entgegen, man schrieb „zue-

rueffen" für zurufen, „Lechen" statt Lehen, hültzen statt hölzern, die Miesbacher Bauern werden als „Miesbecker" aufgeführt, wie sie sich heute noch selber nennen. Fast alle Ortsnamen und viele Personennamen kommen in der Aussprache vor, die sie heute noch im Volksmunde haben. Von einer Abgabe an den Gerichtsherrn heißt es nicht die Taxe, sondern „der Tax", wie es noch heut der Bauer sagt, in einem Gerichtsprotokoll aus Salzburg heißt es: man fand ihn todter (tot) am Wege liegen. Selbst die doppelte Verneinung kehrt wieder, daß einer „nie nichts gesehen" und das irreguläre Fürwort, daß er „ihm nichts einbilden könne," statt daß er sich nichts vorstellen kann. Das sechzigste Jahr wird nur als das sechzigiste (sechzigischt) aufgeführt. Und nun vollends der ganze Wortschatz, der nur dem Dialekte eigen ist, auch er findet voll sich wieder; das wollene Hemd, das der Gutsherr seinem Knechte zu Ostern giebt, es ist genannt „ain rupfen Pfaid" (a rupfes Pfoad), die alten Bauernhäuser werden „Haimeter" genannt, wie heute noch die „Hoameter", schon damals heißt es ins Holz gehen, statt in den Wald, die Tannen werden „Daxen" genannt, der Flachs heißt Haar, die

Bienen „Impen", und das, was schlecht ist, nennt man „schiech". Und wenn ich hie und da ein Wort in Urkunden des 14. Jahrhunderts nicht verstand, so habe ich den Versuch gemacht und frug, anstatt das Wörterbuch von Schmeller oder Lexer zu beraten, einen alten Bauer unserer Berge und der alte Bauer kannte und besaß das Wort.

Soviel über die rein sprachliche linguistische Seite, aber nicht auf sie möchte ich, wie gesagt, den Schwerpunkt dieser Darstellung legen. Denn in der Sprache lebt ja am klarsten das innere Leben eines Volkes und in der Mundart vor allem kommt die ganze Charakteristik des einzelnen Volksstammes zum schlagendsten Ausdruck. In diesem Sinne, als den Spiegel des Lebens, möchte ich von nun ab die bairische Mundart betrachten, wie sie uns gleichsam die Summe des geistigen Lebens und des seelischen Besitzes darstellt, der in unserem oberbairischen Volke waltet.

Die Grenzen des Denkvermögens und die Tiefen volkstümlicher Empfindung liegen meßbar vor uns in den scharfgezogenen Linien des Sprachgebiets; in den feinen Nuancen der Begriffe können wir gleichsam die feinen Besonderheiten des Charakters verfolgen, in der Plastik des Wortes liegt die An-

schauungskraft, die Energie verkörpert, die diesen Volksstamm so fesselnd macht. Schon in der Klangform der Sprache und in ihrer ganzen Struktur liegt jener Grundton selbstbewußter wehrhafter Kraft, der dort auch den Grundton des Charakters bildet; diese Sprache ist gebaut, wie die Menschen, die sie sprechen, und ihr Rhythmus gleicht dem Schritt, der über den Felsgrat der Berge schreitet. Sie hat ein Kolorit — wie's nur die alten wetterbraunen Häuser haben, eine Farbe, die sich weder nachmachen noch malen läßt, sondern die nur langsam wird in hundert Jahren, im ewigen Erdulden von Sturm und Sonnenschein.

Und dennoch klingen durch diesen Grundton wetterfester Kraft die feinsten Herzenslaute, es ist diese Mundart einer Innigkeit und Zartheit fähig, daß man sich nur wundern muß, wie dieselbe Sprache so keck und so rührend, so kräftig und so weich erscheint. Auch in ihr kommt jene doppelte Begabung, jenes Gleichgewicht von Seele und Verstand zum Ausdruck, das den oberbairischen Volksstamm auszeichnet und das, wie ich schon früher einmal hier bemerkte, vielleicht den letzten unbewußten Grund bildet für die Popularität, die er genießt.

So möchte ich im allgemeinen die oberbairische Mundart charakterisieren, gestatten Sie mir nun noch ein paar Blicke aufs einzelne. Niemand wird die reiche geistige Begabung leugnen, die in ihr zum Ausdruck kommt, und dennoch kennt diese Sprache kaum das Wort Geist; der Bauer nützt seinen Geist, aber er redet nicht davon. Er ist ein Feind abstrakter übersinnlicher Begriffe, und diese fehlen denn auch fast vollständig im Dialekt, so sehr auch beides im Volksleben thätig wird. Kurzum, der Bauer objektiviert sein inneres Leben nicht; seine Denkart ist so naturgemäß mit ihm verwachsen, daß er sie nicht selbst wieder zum Gegenstand des Denkens macht, und darum giebt es für die Nuancen seines geistigen Lebens keinen nuancierten Ausdruck, er ist geistreich ohne Bewußtsein und deshalb ohne Wort dafür.

Ganz ähnlich geht es mit dem Herzensleben, mit allen Regungen des Gemütes. Auch sie führen ein Dasein ohne Wort. Der Ausdruck „Gefühl“ ist in der oberbairischen Mundart fast nur im physischen Sinne bekannt; niemand wird leugnen, daß der Bursch, der seinen Nebenbuhler am Fenster trifft, daß der Jäger, der mit seinem Todfeind im

Walde zusammenstößt, einen Sturm von Leidenschaft empfindet, aber Sie würden vergeblich den Ausdruck „Leidenschaft“ im Dialekte suchen. Mit elementarer Gewalt bricht das Gefühl der Liebe oft in diesen kräftigen Mädchennaturen durch, aber Sie hören niemals viel vom Glück oder Unglück der Herzen sprechen. Man kennt das Wort Sehnsucht nicht, sondern sagt höchstens Weillang oder Zeitlang haben; man ist sparsam mit Worten, wie „Seele“ oder „Gemüt“, der Ausdruck „zärtlich“ z. B. existiert überhaupt nur in seiner körperlichen Beziehung. Ich hörte manchen klagen über seine „zartlinga Füßl“, die es ihm verbieten, barfuß über spitze Steine zu steigen, aber niemals über die Hindernisse, die ein „zärtliches“ Herz zu übersteigen hat. Ja es giebt selbst das Wort „Kuß“ im ehrerbietigen und wenn ich so sagen darf im abgekühlten Sinne nicht; der Kuß der Liebenden heißt: „a Bußel“, der Kuß der Kinder heißt: „an Eiai“ und andere Leute küssen sich im Volke überhaupt nicht. So scheut sich das Seelenleben instinktiv vor jeder Form des Ausdrucks.

Wenn der Wildschütz droben auf felsigem Grate zieht, der kühn entschlossen jeden Gegner tötet und

der doch still den Hut vom Haupte nimmt, wenn er aus dem Dorf herauf das Zügenglöcklein für ein sterbendes Kind erschallen hört — ist dies nicht ein Feingefühl, ein Takt des Herzens, den wir vielleicht bei hochgebildeten Naturen vergeblich suchten? Und dennoch hat der Mannes nie gehört, was wir anderen unter Takt verstehen!

Glauben Sie wohl, daß der schweigsame Fischer nichts empfindet, der hinausfährt in die morgenklare Flut auf seinem uralten Einbaum, oder der Fuhrmann, der durch die mondbeglänzten schlafenden Dörfer fährt? Es ist die vollendetste Einheit der Stimmung, aber für all' das hat der Dialekt kein Wort, der Bauer würde es nie verstehen, was die „Stimmung" bedeutet, in deren ganzer Fülle er lebt!

Das ist eben die Kindernatur des Volkes, welche die Dinge innerlich erlebt, ohne sich äußerlich davon Rechenschaft zu geben, und darum fehlt ihr auch das äußernde Wort.

So haben sich mit innerer Notwendigkeit in dem Dialekt all jene abstrakten Begriffe verflüchtigt oder verfärbt, die unser Innenleben bezeichnen und in deren feiner Durchbildung unsere Schriftsprache

jetzt so mächtig ist; ich habe die verschiedensten gegensätzlichsten Affekte (Liebe, Haß, Trunkenheit, Neid) schon mit dem gleichen farblosen Wort bezeichnen hören: „Ja mei', dös is halt a selle Sucht."

Desto energischer und farbenreicher aber wirft sich die gestaltende Kraft des Dialektes auf das reale Leben: hier im Gebiete des Wirklichen, der sinnenfälligen Erscheinungswelt zeigt sich der schöpferische Sprachgeist des Volksstamms am besten, hier scheint das Wort nicht mehr verblaßt, sondern plastisch, wir fühlen den Puls der Sprache und das Blut, das in den Pulsen pocht. Welche Fülle der Vergleiche und der Bilder bietet uns nun die Mundart dar in ihrem sprudelnden Übermut, welch' feine Beobachtung und Charakteristik liegt in diesen Adjektiven, welche Stammkraft in diesen Verbis, die der Dialekt sich gestaltet hat! Daneben erscheint uns die hochdeutsche Sprache gleichsam matt und farblos.

Man kann es im Hochdeutschen nicht mit einem Worte sagen, was z. B. das Wort „anz'widern" im Dialekte bedeutet, wenn man jemand fortwährend mit Geberden, Blicken und Reden verdrießlich

anläßt und immer das hervorkehrt, was dem andern zuwider ist; wir treffen solche Beiwörter „grantig, dalket, g'schnappet", wie originell klingt es, wenn man von einem, der schlaftrunken am Tische sitzt und für das Gespräch kaum mehr in Betracht kommt, sagt: „Oh mein, der hat schon lang verkauft, der hat scho' übergeb'n." Ein blauer, wolkenloser Tag wird „glockenhell" genannt, es ist ja eigentlich unlogisch, den Klang und die Farbe zu vergleichen, aber wie leuchtend und durchdringend wirkt trotzdem das Bild! Und nun erst der ganze unermeßliche Sprichwörterschatz des oberbairischen Volkes — welche Frische, welche Kühnheit und Phantasie waltet hier, wenn es heißt: „A Feuerl is aar a Haingart", oder von einem schönen aber kalten Mädchen: „Es is a Bild ohne Gnad", oder von einem kecken Burschen: „Er fangt an Teufel auf der freien Woad".

Dies kühne treffende Element, das eine wundersame Mitte hält zwischen Frohmut und Beschaulichkeit, kommt wohl am prägnantesten in jenen Schnaderhüpfeln zum Ausdruck, die man entschieden als ein Monopol unserer bairischen Mundart bezeichnen kann.

Und i woaß nit woher
Und i woaß nit wohin
Und mi' wundert's nur,
Daß i so lusti bin!

Und wie werd's wohl 'mal gehn —
Und da denk' i oft dran —
Bal i amal halt koa Geld
Und koa Schneid nimmer han?

Aber auch hier überwiegt der helle muntere Ton kräftiger Zuversicht; jauchzend klingt es über den Tanzboden hin:

So frisch wie ma heunt san,
Dös hat gar koan Nam
Und so halts mi' nur grad,
Denn sonst reiß i all's z'samm.

I kann's nit dermacha
I kann's nit verstehn,
Bald d'Musi so blast
Und san d'Dirndln so schön.

Schlag a Rad bis an d'Decken,
Spring' eini in d'Leut,
Es giebt ja nix Schöners
Im Leb'n, als wie d'Schneid.

Und wenn's mi' derreißet
Vom Kopf bis auf d'Knie,
Na san d'Scherb'n no' lebendi'
Dös sell sag' Enk i.

Nur im bairischen Dialekt läßt sich dies sagen, es läßt sich in keine andere Sprache und vielleicht am wenigsten in die hochdeutsche transponieren. Und gleichwohl klingt noch durch denselben Dialekt zugleich das tiefste uralte heilige Leben unseres Volkes nach, selbst Wochentage haben noch heute die alten Heidennamen, man sagt z. B. „Irda" statt Dienstag, den heidnischen Erchtag. Und als anno 1867 am westlichen Ufer des Tegernsees ein Haus vom Blitze verbrannt ward, da erzählte mir die achtzigjährige Bäuerin dies Ereignis mit den Worten „der Thor hat eing'schlagen". Thor, der alte Herrscher von Donner und Blitz, er lebt noch heute in der Sprache des Volkes an einem Orte, wo ein Jahrtausend lang eines der mächtigsten Klöster stand.

So bleibt uns schließlich noch die Frage übrig: Was bedeutet diese Mundart, die in dem großen Sprachgebiete unserer Nation so wichtig erscheint, daß man sie bereits als den schönsten aller deutschen Dialekte erklärt hat, für die Litteratur? Mit an-

deren Worten, wie ist dieser Dialekt für das poetische Schaffen, für die Ausprägung typischer Gestalten verwendbar; welche Stoffe vermag er zu tragen, welches sind (in dichterischer Hinsicht) seine Ziele und seine Grenzen?

Ich möchte in dieser Beziehung vor allem auf den naheliegenden und gewaltigen Unterschied hinweisen, der zwischen plattdeutscher und oberdeutscher (speziell oberbairischer) Mundart besteht und den ich in einer früheren Abhandlung eingehender zu charakterisieren versuchte. Der plattdeutsche Dialekt umfaßt (in seinen verschiedenen Nuancen) Millionen Menschen statt hunderttausende, vor allem aber ist das Gebiet der Lebensinteressen, der sozialen Gruppen, die er beherrscht, weit größer, als das Geltungsgebiet irgend einer oberdeutschen Mundart. Dadurch sind von selber eine Menge von Gestalten, von Begriffen und Motiven in plattdeutscher Mundart möglich, die dem schwäbischen, dem pfälzischen, dem oberbairischen Dialekte einfach fehlen. Die plattdeutsche Mundart reicht hinauf als populäre Redeweise bis in den Verkehr der höchsten Stände mit den niedersten, sie umfaßt den Gutsherrn, den Bürger, den Handwerksmann und was das Ent-

scheidende für den Umfang ihrer Begriffe ist, überhaupt den Städter. Die oberbairische Mundart aber umfaßt beinahe nur den Bauer und das bäuerliche Leben, man trägt unwillkürlich Bedenken, sie dem Stadtbewohner, dem Gewerbsmann, dem Beamten in den Mund zu legen, weil man gleichsam fürchtet, aus dem Originellen ins Ordinäre zu verfallen. Das Plattdeutsch hat nur geographische Grenzen, in der oberbairischen Mundart aber sind es überwiegend ständische Grenzen, welche die Geltung und das Stoffgebiet derselben beschränken.

Damit ist die Klippe und die innere Schwierigkeit von selber angedeutet, welche die bairische Dialektdichtung gewärtigt, sobald sie sich in den größeren litterarischen Formen bewegen will: im breiteren Epos, im Drama, im Roman. Für den letzteren fehlt geradezu der Raum, dessen er zur Ausbreitung seiner Charaktere und seiner Handlung bedarf; es sind die Grenzen des oberbairischen Volkstums noch so fest geschlossen und die Typen dieses Volkstums trotz aller individuellen Ausprägung im großen Ganzen doch so gleichartig, daß sie nicht ergiebig genug sind für die Erfordernisse, die wir heutzutage an diese Kunstgattung

stellen. Jedes Hinausgehen über diese Grenzen aber, über das, was im Bereiche unserer Mundart geistig und kulturgeschichtlich möglich ist, würde den Stoff nur auf Kosten der Echtheit erweitern und damit das wertvollste verlieren, um etwas minder Wertvolles zu gewinnen. So soll man denn fremde Figuren hereinnehmen, wird mancher sagen, um den Stoff zu erweitern, um künstlerische Gegensätze zu schaffen, aber auch hier stoßen wir auf ein inneres und sachliches Bedenken: Der bairische Bauer teilt sein inneres Leben eben nicht mit Fremden und breitet es nicht vor ihnen oder unter ihnen aus, er ist absolut exklusiv und auch der Dichter kann ihn nicht umgänglicher machen als er wirklich ist. Solche fremde, ich möchte sagen zugereiste Figuren würden in der Dichtung ebensowenig Wurzel schlagen, wie sie jemals im Bauernleben wirklich einwurzeln; sie würden im Anfange als zufällig, bald aber als gesucht erscheinen und zuletzt würde man das bestimmte Gefühl erhalten (wie wir's im Leben ja auch oft genug gehabt), es wäre am besten, sie gingen wieder fort. Kurzum, der Roman ist im bairischen Dialekte nahezu unmöglich, das äußerste, was dieser Dialekt an künst-

lerischen Dimensionen zu tragen vermag, ist die Novelle, die dramatische Behandlung des bäuerlichen Charakters aber wird stets mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, daß jene psychologische Entwicklung und jene feineren Konflikte, die wir nun einmal bei dieser Kunstform beanspruchen, sich nur schwer in der echten bäuerlichen Sphäre aufbringen lassen. Die Scenerie des Lebens, die den psychologischen Kern umgiebt, wird leicht zu gleichförmig, und was nicht in letzter Reihe in Betracht kommt — der bäuerliche Mensch erledigt seine Konflikte in Wirklichkeit nicht selten anders, als der dramatische Mensch es nach den Kunstgesetzen thun sollte. Entweder ist der wirkliche Bauer passiv oder er handelt rasch und jäh, er verschiebt die Entscheidung nicht gern und trägt nur selten eine Krisis seines Lebens durch vier Akte hindurch. Der Bauer ist (so barok das klingen mag) von Natur aus der geborene — Einakter. Und so liegt denn die Klippe immer nah, daß die dramatische Behandlung eines bäuerlichen Stoffes sich mehr als eine Reihenfolge willkürlicher genrebildlicher Scenen darstellt, statt als die organische Entwicklung eines Charakters oder einer Handlung,

in deren geschlossenem Gang, in deren innerem Zusammenhang sich keine Scene verschieben läßt.

Ich kann im übrigen diese Bemerkungen nicht aussprechen, die ja nichts weiter als eine ästhetische Meinung sind, ohne der reichen Freude zu gedenken, die wir alle den trefflichen Werken und der vollendeten Darstellung verdanken, in welchen unsere Münchener Bühne dies Volkstum verkörpert und im Norden populär macht. Ich kann nur sagen, daß mir jedesmal das ganze Herz aufgeht vor diesem frischen Reiz!

Für die Einzelzüge des Charakters aber und für die Darstellung des täglichen Lebens, wie es uns in der bäuerlichen Welt entgegentritt, wird doch die Lyrik stets den einfachsten und adäquatesten Ausdruck bilden. Auch sie begegnet uns in der That schon ziemlich frühe; denn wir haben neben den volkstümlichen dramatischen Spielen aus älterer Zeit, um deren Erforschung sich August Hartmann hochverdient gemacht, und neben Anton Buchers klassisch derben Schilderungen in Prosa auch lyrische Gedichte, die im Dialekt gehalten sind; aus dem Beginne unseres Säkulums will ich nur an die massiven Strophen von Marcellin Sturm erinnern,

an jenen Augustinerpater, in dessen Biographie es heißt, daß er aus „Mangel an Unterstützung" von seinem Dichtertalent Gebrauch machen mußte. Der Name Pangkofers ist vielen von Ihnen ohnedem bekannt, aber wer heutzutage diese Gedichte liest, der wird nicht selten ein gewisses Schwanken zwischen der derbsten Ungeschlachtheit und dem Bildungsniveau des Autors finden. Der Autor spricht zuviel hinein in die Welt, die er schildert. Wir selber wollen hier kein Urteil fällen, aber ein Bauer würde sagen: „Das Rechte hat er noch nicht."

Ihre vollendete, mit einem Wort ihre künstlerische Erscheinung aber hat die oberbairische Lyrik erst durch Kobell erlangt; er erst verband mit jenem feinen Naturgefühl, das stets den poetischen Kern der Dinge trifft, eine absolute Herrschaft über die Sprache; seine Natur ist unserem Volkstum so kongenial, daß sie gewissermaßen im Volksgeist denkt und schafft, und ist ihm doch zu gleicher Zeit so überlegen, daß sie mit klarer Sicherheit alles ausscheidet, was sich künstlerisch nicht ausprägen läßt. Diese Doppelnatur, die aber in dem Momente der Produktion als volle einheitliche Kraft wirkt, ist die unerläßliche Bedingung für solche volkstümliche Dichtung.

Es hat a Diendl viel g'scherzt und g'lacht,
Ist g'west so lusti und froh,
Und auf amal, wie über Nacht,
Thuat s' nimmermehr a so.

„Ha, Diendl, ha sag', was waar denn dees,
Ha sag', was is dir g'schehg'n,
Is ebba dei schneeweiß's Katzl furt,
Dees d' gar so gern hast mög'n.

Hat ebba der Wind dein Nagerlstock
Von Fenster abi 'keit,
's san g'west gar schöne Bliemin dra',
Ich woaß's, die hab'n di' gefreut.

Hat ebber a böser Schauer g'schlag'n,
Wie Kirte g'wes'n is,
Und hab'n d'Leut koa Musi g'habt,
Gel' dees verdrießt di' gewiß?“

„„Koa Katzl, na, koa Nagerlstock,
Koa Schauer ko' dafür,
Mei Bua, der is mer untreu wor'n,
Mei Bua, der laßt vo' mir.““

„Mei'! Diendl, was is's um an Buab'n,
Der dir sei Lieb' verkehrt,

Schau: oana, der koa' Treu nit hat,
Der is scho' z'erscht nix wert.

Um so an Buab'n is koa Schad',
Hat aa koan' Ehr' in Leib,
Und wann er di' lang g'heiret hätt',
's waar grad zum Zeitvertreib."

„„O mein Gott ja, Ees habts wohl recht
Und dengerscht, woaß nit wie,
So is ma', daß i sterb'n möcht',
Den Buab'n vergiß i nie.""

Da hat dees Diendl bitter g'woant,
Der ander aa is still —
Es geit halt Sach'n auf der Welt,
Da nutzt der Trost nit viel. (Kobell.)

Man könnte nun wohl glauben nach dem, was ich vorher sagte, daß auch die Dichtung der oberbairischen Mundart aller Leidenschaft, aller feineren Stimmung bar sei, weil diese Begriffe so ganz in deren Sprache fehlen, und daß nur der derbe Humor als eigentliches Gebiet derselben verblieben wäre. Aber diese Welt der mächtigen Empfindung ist da; sie wird nur nicht als solche genannt, der Dichter

darf sie nicht von vornherein behaupten, sondern der Hörer muß sie mit erleben. Vielleicht wird das, was ich hier sage, am deutlichsten in einem kurzen Gedichte selbst. Der Stoff ist einfach — es sind zwei Holzknechte, die von der Arbeit nach Hause kehren, ehedem gute Freunde und nun verfeindet wegen des Mädchens, das sie beide lieben, sie gehen über den gefrornen See, der eine bricht durchs Eis und der andere kämpft mit sich selber: soll ich ihn retten.

Es werd' scho' finster; über's Eis am See
Gengant [1] zwoa Holzknecht von der Arbeit hoam,
An Rucksack hint, mit ihre Schneereif [2] drin.
An Schlierser-Hans hoaßt man den oan, den schön',
Der ander is der Lenz von Sunnamoos;
Die zwoa san lang scho' auf den nämli'n Schlag; [3]
Es warn amal die besten Freund, die zwoa,
Aber des Lenei — dös schö' Lenei halt! — —
Dem oan hat's g'hört, der ander hat's verdirbt, [4]
Und wie's mit der Freundschaft geht, dös woaßt.

Jetzt schaugt der oa den andern nimmer an,
Und dengerscht können s' no' nit von einand,

[1] Gehen. [2] Schneereife = tellerförmige Reife, die man bei hohem Schneefall in den Bergen an die Füße schnallt [3] Holzschlag. [4] Verführt.

Bis in dem Schlag die Arbeit ferti is,
A drei, vier Monat dauert's no' allweil.
So scheitern [1] s' neb'nanand den ganzen Tag
Und koaner sagt zum andern mehr koa Wort;
A jeder macht sei Feuer für ihm selm [2]
Und kocht alloa; und wenn ma' Samsta(g)s läut,
Wenn's Feierabend is, packt jeder z'samm
Und geht alloa, der Hansei g'schwind voran,
Der Lenz an guat'n Büchsenschuß hintnach,
Und so, wie's allweil gengant, gengan s' heunt.

Da kracht's im Eis — kracht no'mal und bricht ein,
Es hat an Schub dort und viel Kelchbrünn' aa, [3]
An Hans, der vorn geht, den reißt's nein in See.
Bald kimmt der ander nach; an Augenblick
Bleibt er dort stehn; er hebt an Arm scho' auf,
Denn gar so bitte(n)d schaugt der Hansei her.
Er kann nit reden und nit schreien mehr,
Es hat ihm d'Sprach vor lauter Schreck verschlag'n;
Nur mit die Händ kreilt [4] er si' ein ins Eis.
Der ander steht und richt si' schon auf d' Hilf.
Da fallt ihm 's Lenei ein! — — Der hat's verdirbt!
Und gluti(g) werd ihm 's G'sicht. „Na“, hat er g'sagt,

---

[1] Scheiter machen. [2] Für sich selbst. [3] Schub = Sprung, Kelchbrunnen nennt man die offenen Stellen, wo unterseeische Quellen das Gefrieren hindern. [4] Kratzt.

„Wenn unser Herrgott ihm as Leben gunnt,
Werd er scho' wissen, wie er'n außi bringt;
I müaßt mi' schaama, wenn i d'Hand nur rühr."
Na' schaugt er weg, springt über'n Schub und geht.

So glaube ich, pocht die Leidenschaft im Herzen des Volkes, sie nennt sich niemals als solche, sie handelt! Aber sie handelt stark und kurz. Und ebenso kurz und knapp ist dies Empfinden da, wo es sich nicht um den Ausbruch der Leidenschaft, sondern um stille Ergriffenheit handelt:

A Bauer hat drei Buab'n im Feld,
Sie lassen gar nix hör'n,
Jetzt is er halt nach München 'nein
Zum Fragen in d' Kasern.

„Wie geht's mein Toni?" hat er g'fragt,
Den mag er halt vor allen,
Da schaugen s' nach und sagen's ihm:
„„Der is bei Wörth drinn g'fallen.""

„O mei' Gott, nei! — und unser Hans?"
„„Der is mit siebez'g Mann
Bei Sedan g'fallen"" — „Und der Sepp?"
„„Der liegt bei Orleans!""

Der Alte sagt koa Wort und geht.
Er hebt sich an am Kasten,
Am Stuhl, am Thürg'schloß, an der Stieg'n —
Er muaß a weni' rasten.

Drunt auf der Staffel vor'n Haus
Da is er niederg'sessen,
Er halt sein Hut no' in der Hand,
Er hat auf All's vergessen.

Es gengant wohl viel tausend Leut,
Viel hundert Wag'n vorbei.
Der Vader sitzt no' allweil dort
„Drei Buabn und — alle drei!"

In der Regel aber wird sich auch im Liede, wie im Leben vor allem der helle, frohe Geist des Volkes spiegeln: seine Schlagfertigkeit, seine Originalität und das, was man im täglichen Verkehr mit dem leider abgegriffenen Worte des „Gemütlichen" bezeichnet. Daß bei diesen Stoffen die Komik den Löwenanteil gewinnt, ist naheliegend, sie beruht zum Teile schon in der epigrammatischen, witzigen Ausdrucksweise des Volkes, teils liegt sie in den Situationen selbst, aber auch ihre Wirkung wird um so intensiver sein, je unverkünstelter, je

unmittelbarer man die Sache selber sprechen läßt. In ihr muß die vis comica liegen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen auch hiefür eine kleine Dialektprobe biete.

Der alte Wirt steht vor der Thür,
Aufs Glatteis tropft der Regen,
A Fremder der geht aa grad für, [1]
Pumps — is er dorten g'legen.

Jetzt hat der Fremde aufbegehrt:
„Dös Glatteis ist so z'wider!"
„„Ja"" sagt der Wirt, „„hab' mir's schon denkt:
Sie schlagen dorten nieder.

Denn auf dem Fleck san heut schon g'fall'n
G'wiß zehne, darf i sagen,
I paß jetzt schon die ganze Zeit,
Ob Sie nit aa hinschlagen.""

Was nun die äußere Behandlung, ich möchte sagen, die Technik des kleineren Dialektgedichtes betrifft, so könnte man wohl meinen, dieselbe müßte möglichst leger und sorglos behandelt werden, um den vollen Eindruck der Natürlichkeit zu machen, aber auch hier gilt der Erfahrungssatz, daß das, was am leichtesten erscheint, am schwersten ist.

[1] vorbei.

Vor allem gilt das von jenen Stoffen, die nicht erfunden, sondern gefunden sind, wo es sich darum handelt, ein Erlebnis, das man selbst erfuhr, ein Dictum, das man selbst gehört hat, dichterisch einzuprägen.

Hier kommt alles darauf an, den Volksgedanken, der uns entgegenspringt, gleichsam à jour zu fassen, wie der Goldschmied den Edelstein, daß er möglichst frei und unversehrt sich darstellt, die ganze Aufgabe des Poeten beschränkt sich in solchen Fällen darauf, zur gegebenen Pointe die feine Situation zu finden, die künstlerisch abgerundete Einkleidung. Je weniger vom Wortlaut des Volkes dabei verloren geht, desto besser für die Sache.

Ich aber eile zum Schlusse. Ich weiß wohl, wie viel es hier noch zu sagen gäbe, wie verlockend es nun wäre, das Charakteristische der einzelnen Mundarten gegen einander abzugleichen oder auf die Bedeutung näher einzugehen, welche diese Mundarten gerade jetzt in unserem neugeeinten Vaterlande haben, als die Träger der großen Stammesbesonderheit, aber auch als die Vermittler der Verständigung. Und nicht minder lockend wäre wohl die Untersuchung, wie diese Mundart selbst sich jetzt

allmählich umgestaltet unter dem Einflusse der neueren Zeit, im Drange allgemeiner Bildung und allgemeinen Verkehrs.

Das alles ist unmöglich, ich kann eine Stunde nicht länger machen, als sie ist, und so lassen Sie mich statt allem nur noch eines sagen, was mir am Herzen liegt. Wie das meiste Gute, was wir besitzen, so betrachten wir auch die Sprache als etwas Selbstverständliches, ohne uns den unermeßlichen Wert, den sie für unser geistiges und nationales Leben hat, auch nur zum Bewußtsein zu bringen. Und doch war sie mehr als ein Jahrhundert lang das einzige Heiligtum, in dem dies geistige Leben, in dem die Größe, in dem das Hoffen und die Einheit der deutschen Nation geborgen lag, als unser Vaterland mißachtet und zerstückt war.

Was die Sprache der Heimat wert ist, das hab' ich auf einem stillen Wandergange gelernt und empfunden, wie niemals im Leben. Sie wissen, daß hoch in den venezianischen Bergen sieben kleine deutsche Gemeinden liegen, die Sette Communi, die sich in Kirche, Schule und Haus bis in die letzten Jahrzehnte unerschütterlich ihre Muttersprache

bewahrt. Erst jetzt erliegt auch sie dem Schicksal der Nivellierung; mehr und mehr ist sie eingeschlafen und nur daheim am abendlichen Herde versucht es wohl der eine oder andere, ob sie noch einen Laut hat.

Dorthin, in die Sette Communi, führte mein Wanderweg und mir ward wundersam weich zu Mute, als ich so emporstieg zu den sieben kleinen Gemeinden, in diese berggrüne Einsamkeit. Mir fiel das Märchen von den sieben Zwergen ein, die im Wald einen gläsernen Sarg behüten, darin eine holde Maid mit geschlossenen Lippen schläft. Den ganzen Tag gehen sie ihrer Arbeit nach und nur in heimlicher Abendstunde wachen und lauschen sie, ob sich die Wimper nicht regt, ob die Lippen nicht atmen, wie ehedem! Sie regt sich nicht und dies Schneewittchen ist die deutsche Sprache.

Da wußt' ich es erst, da hatt' ich es *erlebt*, was die Sprache der Heimat wert ist! — Und wenn ich Ihnen in dieser Darstellung heute auch manches schuldig blieb, ich will mich gern getrösten, wenn Sie darin nur jenes eine fanden, was *mir* die ganze Seele füllt — den Odem und die Liebe deutscher Heimat!

III.

Sitte und Brauch im bairischen Hochland.

Ich glaube, nur wenige sind sich heutzutage klar bewußt, was das Volk ist und vor allem, was es war. Denn der humane Geist der Gegenwart hat gleichsam die Lebenshärte ausgetilgt, die ursprünglich in diesem Worte lag, wir greifen jetzt mit einer gewissen Sehnsucht auf das Gesunde, auf das Natürliche, das im Volksleben liegt, aber wir denken kaum mehr an die Mühsal, womit der gemeine Mann sein Leben durch die Jahrhunderte dahintrug. Da thut sich ein gewaltiger Realismus auf, den vielleicht nur der völlig versteht, der im unmittelbarsten Verkehre mit dem Volke lebt!

Wie mühselig kommt da so manches Kind zur Welt; bis zur letzten Stunde steht die Mutter an der Arbeit und nur wenige Tage, dann wartet ihrer

wieder die Arbeit. Wie oft sind es fremde Hände, die auf den ersten zarten Regungen des kleinen Gemütes lasten und die auf die feinsten Kinderlaute nicht selten nur rauhe Antwort haben; wer wacht über die endlosen Gefahren, die eine solche Jugend umgeben, wer begleicht hier jene ersten Eindrücke der Ungerechtigkeit, die ja keinem Kindergemüt erspart bleiben? Denn wahrlich, trotz aller Humanität giebt es noch immer mehr Hunger, mehr Schläge und ungesprochenes Herzeleid, als wir „Gebildeten" uns denken.

Dann aber, sobald die erwachsenen Jahre kommen, heißt es selber Hand anlegen fürs tägliche Brot, und zwar harte Hand, man muß bis zu einem gewissen Maße geradezu fühllos werden gegen körperliche Mühe und Schmerz. Sie wissen es ja kaum, was der gemeine Mann physisch aushalten muß und aushält. Oft geht es fort in fremde Dienste, aber da darf es kein Heimweh geben; er hat auch keine Zeit, um krank zu sein, er schleppt sich eben hin, so lang es geht, und wenn's zu Ende geht, hat wieder niemand Zeit, stundenlange vor seinem Bett zu sitzen und ihm in die stummen Augen zu schauen, die nicht sagen

können, was er fühlt. Die andern um ihn herum arbeiten weiter und wenn sie am Abend nach Hause kehren, dann fragen sie, ob der Bruder oder der Vater noch lebt.

Das ist (und noch mehr das war) in Wirklichkeit das Leben des gemeinen Mannes, es sind Bilder, die ganz im harten Holzschnitt des XVI. Jahrhunderts gezeichnet sind, und manchmal sind es selbst Bilder, wie sie Courbet gemalt hat. Das ist das Volk!

Freilich ist in letzter Zeit unendlich viel zum Ausgleich geschehen, nur der Undank könnte dies leugnen, aber das letzte Wort blieb auch hier jenes große Schlagwort, das für alles Leben gilt: Hilf Dir selber!

Und dies Volk, dies unverwüstliche Volkstum, dessen Jugendfrische die Jahrhunderte nicht brachen — es half sich selber, auch in schlimmen Stunden ging der ideale Zug seiner deutschen Natur niemals verloren, es umgab die Mühsal seines Lebens mit dem grünenden Kranze tiefsinniger Sitte und wunderschöner Gebräuche. Es fügte selbst zur harten Wirklichkeit die Poesie.

Das ist das Großartige der Volksnatur;

sie trug Jahrhunderte lang so manchen Druck, aber sie verödete, sie verbitterte und verdumpfte nicht; sie hat in der Härte der äußeren Lebensverhältnisse nicht die Weichheit ihres Innenlebens verloren, wie dies dem Einzelnen so leicht begegnet.

Die seltene Begabung und die plastische Kraft, die speziell in dem bairischen Volksstamme ruht, hat sich auch in der Ausgestaltung seiner Sitten und Bräuche aufs reichste bekundet; doppelt reich aber tritt sie uns gerade im bairischen Hochland entgegen, dessen gewaltige Natur die schöpferischen Keime der Volksseele besonders anregt und dessen freiere Lebensweise von vornherein auch schönere Lebensformen schuf. Dazu kommt als ein wichtiger Faktor, daß die hundertjährige tiefe Abgeschlossenheit dieser Gebiete, die ja erst seit einem Menschenalter durchbrochen ist, auch die Erhaltung alter Sitten ganz besonders begünstigte.

Und so darf ich Sie denn wieder dorthin geleiten, wo zwischen den grünen Lindenhagen die braunen Häuser stehen und wo die Sonne glänzt um die blauen Felsen des Wendelsteins.

Wenden wir uns nun zum positiven Inhalt unseres Stoffes. Wenn wir da zunächst die inneren

Elemente aufsuchen, aus denen diese Welt von Brauch und Sitte sich zusammensetzt, so kommen wir unwillkürlich auf den wundersamen Prozeß des Werdens, der sich damals im deutschen Volksgemüt vollzog, als die christliche Lehre zuerst in das altgermanische Leben eindrang. Es war kein vollständiger Sieg, es war ein Vergleich. Sie alle wissen, mit welchem großen historischen Blicke die ersten Sendboten des Glaubens es verstanden, den alten heidnischen Gebräuchen, die das Volk nicht preisgeben wollte, einen neuen christlichen Inhalt zu substituieren; die Örtlichkeit, die Zeit, der ganze Vorgang selber blieb bei so mancher Feierlichkeit fast unverändert bestehen und nur die Adresse, wenn ich so sagen darf, veränderte sich, bis die Heiligen allmählich unbestritten das Erbe der alten Heidengötter gewannen.

So ging es bei den Opferfeuern, bei den Leonhartsfahrten u. dergl. und so erstand jener seltsame Doppelklang von strenger kirchlicher Frömmigkeit und alter heidnischer Erinnerung, der jetzt noch durch Brauch und Sitte unseres Volkes tönt. Denn mehr als die Hälfte aller Gebräuche, die dermalen im bairischen Hochlande gelten, ist altgermanischen Ur-

sprungs, unbewußt vertritt der Bauer auch hier das große Element der Stetigkeit, der Erhaltung, und in den Schwielen seiner Hand bergen sich unsichtbar die Fäden des Zusammenhangs mit einer tausendjährigen Vergangenheit.

Das sind die inneren Elemente dieses Stoffes und wenn es auch unmöglich ist, sie in jedem einzelnen Falle historisch und mythologisch zu entwickeln, so muß ich doch wenigstens die Thatsache in ihrer fundamentalen Bedeutung betonen.

Die äußere Gliederung des Stoffes aber zerfällt von selbst und naturgemäß in drei Gruppen. Die erste Grundlage bildet der Kalender, der Verlauf des Jahres und der Jahreszeiten, deren Bedeutung mit zahlreichen sinnvollen Formen umgeben ist; die zweite Gruppe bilden die großen Wendepunkte jedes irdischen Daseins: Geburt, Hochzeit und Tod, und als eine dritte Reihe kann man gewissermaßen jene Sitten und Bräuche ausscheiden, die unabhängig von der Zeit erscheinen und in denen sich mehr der gesamte Volkscharakter als die Bedeutung eines bestimmten Tages ausprägt, wie z. B. der Tanz, das Almenleben, die bäuerliche Wohnung u. dergl. Ich mußte sie deshalb

auch bereits bei meinem früheren Vortrage über den Volkscharakter im bairischen Hochland berühren und darf hier nur gelegentlich darauf zurückkommen.

Gleichwohl erscheint der Stoff, der sich in diesem Gegenstande zusammendrängt, noch so überreich, daß ich beim besten Willen manches nur streifen kann, was wohl eine eingehendere Schilderung verdiente. Ebenso unmöglich ist es, die einzelnen Gebräuche in ihren topographischen Varianten, vom Lech bis an das Salzburger Land zu verfolgen; auch dieser Versuch, so verlockend er an sich wäre, würde einen Cyklus von Vorträgen erheischen, anstatt der Stunde, die mir zur Verfügung steht. Ich betone deshalb, daß ich überwiegend jene Sitten behandle, die in meiner engeren Heimat, wenn ich so sagen darf, d. h. zwischen Isar und Inn bestehen.

Selbst für dieses engere Gebiet giebt es ein unendliches Material, sogar was die Litteratur und die Handschriften anlangt. Am wertvollsten von den letzteren sind ohne Zweifel die Manuskripte des unvergeßlichen Lentner, welche seit kurzer Zeit aus dem k. Kabinett an die Hof- und Staatsbibliothek übergeben wurden, und welche Felix Dahn

seiner vortrefflichen Darstellung in der Bavaria zu Grunde legte. In der Cimeliensammlung der genannten Stelle befinden sich auch die ältesten Bauernkalender aus dem XV. Jahrhundert, nur mit Bildern ohne Text, weil der Bauer ja damals nicht lesen konnte. Unerschöpflich erweist sich, wie überall, Schmellers Wörterbuch, eine reiche Fundgrube bietet ferner Leoprechtings „Lechrain“ und mit Dank seien zudem Panzer und Steub genannt. Für die kirchlichen Gebräuche aber ist das unvergleichliche Buch von Josef Schlicht zu erwähnen „Bairisch Land und Volk“, welches zwar zunächst Niederbaiern betrifft, aber bei der Gleichartigkeit jener Gebräuche auch hier mannigfach einschlägt. Der Verfasser ist Schloßkaplan in Steinach bei Straubing und sein Werk ist von einer so zwingenden Anschaulichkeit, daß es vielleicht nach hundert Jahren, wenn mancher von uns vergessen ist, als ein Quellenwerk für bairische Volkskunde gilt. Noch jetzt denk' ich mit Freude an das rührende Erstaunen, womit mir Herr Schlicht erwiderte, als ich ihm diese unmaßgebliche aber gewiß nicht unbegründete Meinung schrieb.

Was ich auf mündlichem Wege erfuhr, ist nicht

unbenützt geblieben, doch erscheint mir gegen die sogenannte Tradition einige Vorsicht geboten, seit ein biederer Landbewohner, der von einem Gelehrten wiederholt um alte Sagen, Bräuche u. dergl. inquiriert ward, mitleidig äußerte: „O mein, der Kerl hat mi' auf d'letzt derbarmt, jetzt hab' i ihm halt do' a bißel ebbes z'sammg'log'n."

Seitdem verlasse ich mich mehr auf meine Augen, als aufs Ohr, und das meiste, was ich Ihnen hier mitteile, beruht auf eigener Anschauung. Ich habe Wochen und Wochen lang (zu einer Zeit, wo kein Fremder mehr in den Bergen weilt) auf den einsamsten Bauerngehöften gelebt; es giebt keine Bauernarbeit, die ich nicht selber mitgethan, und wenn wir am Abend heimzogen, hab' ich am eichenen Tisch aus einer Schüssel mit Knecht und Magd gegessen und vor der Holzbank knieend den Abendsegen mitgesprochen. Und aus diesem tiefsten Erleben, nicht aus ein paar schmucken Gestalten, die ich sah, oder aus ein paar frohen Liedern, die ich hörte, hab' ich die Liebe zu dem Volk gewonnen, das ich Ihnen schildern will.

Kehren wir nun zum sachlichen Teile unseres Stoffes zurück und folgen wir zunächst dem Kalender.

Der Kalender! Für unser überhastetes Leben ist er freilich nur eine Summe von flüchtigen Tagen, für den Bauer aber ist er ein Ganzes, eine Einheit. Dies stille Büchlein, mit seinen langen Reihen von Heiligen und seinen roten Feiertagen, wo am Rand die Mondscheibe steht, daneben die Wetterregeln und manche gute wirtschaftliche Mahnung — es ist der festgeschlossene Rahmen des Daseins für Hunderttausende.

Wir aber wollen nicht mit dem ersten Januar beginnen, wie es die offizielle Weltordnung erfordert, sondern dies stille Bauernleben steht zu mächtig unter dem Einfluß der Jahreszeit, der Arbeit und der Kirche. Den seelischen eigentlichen Wendepunkt bildet denn nach all diesen Seiten hin der Beginn der Winterszeit, oder kirchlich gesprochen, der Advent.

Es liegt eine tiefe, ruhige Stimmung über jenen Novembertagen, über dieser Wintersnähe. Die letzte Arbeit im Feld ist gethan und nun fällt langsam der Schnee aufs Dach, selbst der rauschende Brunnen vor dem Haus ist stumm geworden. Nur dann und wann fährt ein klingelnder Schlitten über die einsame Straße und ein Flachskopf lugt ihm nach durchs Fenster. Bloß die Männer sind

noch draußen, um das Holz zu Thal zu bringen, alles übrige Leben konzentriert sich im Hause.

Seine Bauart und seine innere Einrichtung ist seit einem Jahrtausend dieselbe geblieben, langgestreckt steht das stattliche Gehöfte in der Flur und nur der Unterbau ist gemauert, auf dem Giebel prangt das Wetterkreuz und die Glocke. Die Fenster sind niedrig, aber traut, über der Thüre steht nicht selten ein sinniger Spruch oder doch die Jahreszahl und der Name der Besitzer. Der zurückliegende Teil umfaßt den Stall, über dem der Heuboden und die Tenne liegt, nur der vordere Teil ist bewohnt. Überall ist links von der Hausthür die Wohnstube. Wir treten ein und tauchen die Hand in den kleinen Weihbrunnkessel, gegenüber steht der eichene Tisch und über demselben prangt der kleine Hausaltar mit dem geweihten Palmzweig; zur Rechten und Linken aber hängen die wenigen Bilder, die zum Schmuck einer Bauernstube gehören. Mitunter trifft man noch alte Kupferstiche, Fürstenporträts, Heiligenbilder oder Jagdscenen, die aus den aufgehobenen Klöstern stammen, dann kommen die Lithographie und der Farbendruck und endlich die bemalten Photographien vom Hans und Sepp

in Kürassier= und Artillerieuniform. Denn auch der Bauernbursche läßt sich heutzutage, wie ich dies schon früher betonte, mit einer gewissen Passion „portographieren“. Davon wußte freilich der Alte noch nichts, der schweigsam und verträumt auf der Ofenbank liegt, auch diese gehört ja zum traulichen Inventar einer Bauernstube. Das Beste aber, was das Haus verwahrt, ist droben in der „guten Kammer“; dort stehen auch jene bemalten Kasten mit flammenden Herzen und jene Tassen, die auf Rosen und Vergißmeinnicht wandeln; in reichen Rollen liegt die Leinwand aufgespeichert, das Feiertagskleid hängt am Nagel und die roten Äpfel, die der Herbst gebracht, prangen auf dem Simse. Es riecht so feierlich hier, so unbewohnt!

Und doch, welche Fülle von Lebensluft und Lebensschmerz hat Platz in solch einem stillen Hause; wie viel Poesie weht ungesehen durch dies Leben! Besonders ehedem, als es noch die alten Kunkelstuben gab, wo beim schwirrenden Spinnrad Sagen und Lieder sich weitertrugen, da waren in der That Urahne, Großmutter, Mutter und Kind vereint. Der alte Kienspan leuchtete, auch die Bursche kamen und nicht selten beschloß ein Tanz die fleißige Arbeit.

Dann ging's freilich manchmal nach Hause Schulter an Schulter gelehnt, aber wer will auch junger Liebe wehren, — und ich fürchte, das polizeiliche Verbot solcher Zusammenkünfte traf vielleicht mehr die schöne als die schlimme Seite der Sache.

Ebenso erfolglos blieb wohl das Verbot, daß der Bursche in der Mondnacht vor das Fenster seiner Liebsten zieht und mit ihr noch trauliche Zwiesprach hält; auch diese Sitte, das sogenannte Fensterln, gehört zu den ältesten und populärsten Bräuchen im bairischen Hochland. Manchmal findet freilich auch die Komik hiebei ihr gutes Teil, vor allem, wenn der Bewerber weniger erwünscht ist, als er meint. Wir lassen ihn selber zu Worte kommen:

(Der Bua steht beim Fensterl vor seinem Schatz und klopft.)

(Ganz staad.)

„Deandl — Deandl — sei g'scheid, thua auf,
Ich greil[1] scho' a Stund lang beim Fensterl 'nauf."

(Spöttisch.)

„Allweil hör i di' drinna raffeln,
Wart', jetzt steig' i dir 'nauf d'Staffeln."

(Verträuli.)

„Deandl — thua auf — bal i di' bitt',
Bin ja dei Seppl, — kennst mi' nit?"

---

[1] Umeinanderkrabbeln.

(Fuchtig.)

„Hörst jetzt heunt gar nit? Du hörst scho' — oh mein!
Deandl — i schlag' dir d'Fenster ein!"

(Klug.)

„Geh roas' außa! Scheugst[1] 's Wetter nit,
Thu dei Wasch eina, na' nimmst mi' mit!"

(Grantig.)

„Himmeldonner — hat die an Schlaf —
Deandl — thua auf — i bin scho' brav!"

(Ängstig.)

„So, jetzt kimmt's Regna — Jetzt werd ma wohl!
Deandl — i han — koa Parosol!!"

(Giftig.)

„Deandl, thua auf — Kreuz' Sakra jetz'!
Auf thua', — sag i, — sei nit so letz[2]!"

(G'schaftig.)

„Geh und verstell' di' net gar a so dumm!
Jesses, Deandl — sie is der net drum."[3]

(Bittet.)

„Deandl — Vom Vater an schönen Gruaß!
Thua auf!!! — I hab so an Wehdam[4] beim Fuß!"

(Kalt.)

„Aber mi' friert — aber heunt bist z'wider,
Deandl — i reiß dir dei Hütten nieder!"

---

[1] Fürchtest Du. [2] Schlimm. [3] Die Ziererei geht dir nicht von Herzen. [4] Schmerz, Weh.

(B'sinnlich).

„Rührt sich jetzt gar nix da drin — Hoho!
Entweder is gar koa Deandl net do —

(Pfiffig.)

„Oder — wenn's do is — scheint ma schier,
's hat no' koa rechte Liab zu mir."

(Verschmaacht.[1])

„Dös san dir Tröpfein, — dös Warten thuat weh!
De—an—del!!! jetzt steigst mir am Buckel — i geh!"

In diese erste Winterszeit, wenn wir nun wieder dem Kalender folgen, fallen die sogenannten „Gehnächte."

Am 5. Dezember kommt der hl. Nikolaus, von dem grimmigen Knecht Rupprecht begleitet, aber nicht selten kam früher an Stelle des Knechtes Frau Bercht. Sie war dereinst die schöne leuchtende Gestalt der deutschen Göttersage; nun ward sie langsam herabgedrückt zum Schreckbild störrischer Kinder und träger Mägde, denen sie zur Zeit erscheint, wo die alten Geister freigegeben sind. „Wart, die Frau Bercht kommt", ist noch jetzt ein Drohwort, und noch heute werden im Pinzgau von vermummten Gestalten die alten Berchtentänze auf-

[1] Verdrossen.

geführt, wie mir Graf Lamberg in Salzburg aus persönlicher Wahrnehmung berichtet hat.

Unbewußt fühlt ja das Volk das geheimnisvolle Weben jener Zeit, da es ins Winterdunkel hineingeht. So kommt die St. Thomasnacht heran, die sagenreichste von allen; es ist die erste der vier Rauchnächte und nackt stellt sich das jugendschöne Kind des Volkes vor den Spiegel und wirft den Schuh rücklings über die Schulter, um den Liebsten zu schauen, der ihr beschieden ist. Draußen aber, in den Lüften, zieht das wilde Gejaid, der alte Wodan braust dahin auf seinem Roß mit Feuerhufen, und wehe denen, die des Zuges spotten.

Nur wenige freilich fürchten ihn mehr und auch nur mehr wenige Tage trennen all' den Heidenzauber von dem Hochfest des Christentums, vom Weihnachtstage. Doch dürfen wir nicht glauben, daß das Christfest für den oberbairischen Bauer etwa jenen intimen Familiencharakter hat, wie bei uns, denn der Weihnachtsbaum ist bekanntlich eine protestantische Sitte und im Hochland so gut wie gar nicht bekannt. Nur die uralte kirchliche Bedeutung des Tages wird gefeiert.

Der Besuch der nächtlichen Mette ist allgemein und hoch herab von den einzelnen Berggehöften kommen in der Mitternacht die Männer und Frauen mit ihren Lichtlein durch den Schnee. Auch die folgenden Tage sind noch mit frommen Bräuchen geschmückt; am St. Stephanstag wird um manche Kapellen der alte Umritt gehalten, am Johannistage wird der Wein geweiht, von dem man St. Hansen Minne trinkt und am „Unschuldigen Kindleinstag" dürfen die Bursche die Mädchen mit Ruthen „kindeln", wenn sie derselben habhaft werden. Unter dem sogenannten „Kletzenbrode" aber, das man sich in diesen Tagen schenkt, verbirgt sich, kaum verschleiert, der Gebrauch der alten heidnischen Festbrode.

Auch die schönen tiefsinnigen Weihnachtslieder, über welche uns August Hartmann eine so treffliche Abhandlung geboten hat, leben noch immer im Volke.

Tiefer als jemals erduldet unterdes in diesen Tagen die Natur das große eiserne Gesetz des Sterbens, hoch liegt der Schnee auf Weg und Wald, aber der Mensch versteht die Stimme und das Schweigen der Natur nicht mehr.

Der Vogel fällt, das Wild bricht ein,
Der Quell starrt und die Fichten beben,
So ringt den großen Kampf ums Sein
Ein tausendfaches banges Leben.

Doch in den Dörfern traut und sacht
Da läuten heut zur Welt hienieden
Die Weihnachtsglocken durch die Nacht
Ihr Wunderlied vom ew'gen Frieden.

Und dennoch will die alte Geistermacht nicht völlig ruhen, sie lebt nicht mehr im Bewußtsein, aber in der Phantasie und Furcht, nicht mehr im Glauben, jedoch im Aberglauben des Volks weiter.

In den zwölf Nächten von Weihnachten bis Dreikönig haben die Geister „offene Zeit" und besonders der letztere Tag ist bedrohlich. Wie ehedem der Drudenfuß die Gespenster von Haus und Hof verbannte, so thun es jetzt die drei Lettern, die mit Kreide an der Thüre stehen, C. M. B., und wo noch der alte Brauch zurecht besteht, geht der Hausvater selbst nach dem Abendläuten durch alle Räume und wirft die Beeren des geheiligten Wachholderstrauches auf die Räucherpfanne.

Nun erst tritt eine gewisse Ruhe ein, das leiden-

schaftliche, das elementare Moment tritt mehr und mehr zurück, bis eine neue Sonnenwende es neu entfesselt.

Der Winter geht jetzt seinen ruhigen Gang; am Lichtmeßtag werden die Kerzen geweiht, die man während schwerer nächtlicher Gewitter brennt, und der rote Wachsstock für die Frauen, der in Stunden der Gefahr um Hand und Fuß gewunden wird.

Von der bäuerlichen Arbeit aber ist um diese Zeit vor allem das Dreschen im Gang und wer draußen auf der Straße zieht, hört weithin von der Tenne den fröhlichen Taktschlag erklingen. Wenn sämtliches Getreide ausgedroschen ist, folgt die sogenannte „Drischelhenk“ mit einer stattlichen Mahlzeit, und daß man dabei nicht sparsam verfährt, zeigt schon der Ausdruck „Drischelwürget“, der gleichfalls dafür üblich ist. Mancherlei Übermut, vor allem gegen die Nachbarn, die noch mit dem Dreschen im Rückstand sind, knüpft sich von selber an dies Fest.

Der Lichtmeßtag ist auch für den Einstand und Abgang der Dienstboten ein Wendepunkt; „Bauer, wir zwei machen Lichtmeß“, bedeutet ge-

radezu die Kündigung. Dann werden die Zeugnisse geschrieben „hat sich drei und fleißig gedient und beflog eine gute Aufführung“; die paar Tage, welche zwischen Ausstand und Einstand liegen, heißen die „Schlenkelweil“ und die letztere ist sogar in der Land- und Polizeiordnung von 1616 ausdrücklich anerkannt.

Die Freude, welche der Bauer an jeder Vermummung oder am „Maskeragehen“ hat, prägt sich auch während der Fastnacht in mannigfachen Umzügen aus, doch ist es an den Fastnachtstagen selber, in festo larvarum, wie die alten Codices sagen, ziemlich stille; es wird während jener Zeit nicht selten das vierzigstündige Gebet gehalten. In geringschätzigem Sinne sagt man wohl auch von Frauen und Mädchen, die unordentlich oder zerzaust einhergehen: „Du bist a rechte Fasinacht!“

Am Aschermittwoch geht Jung und Alt zur Kirche, um sich einäschern zu lassen — memento homo quia pulvis es, lautet das feierliche Wort des Priesters, am Abend aber wird die geweihte Asche in das Feld verstreut und das Symbol des Vergehens trägt neuen Segen in die schaffenden Fluren.

Leise regt sich der Frühling, ein Osterzug wird

schon in allem fühlbar, was Haus und Sitte uns nunmehr zeigt. Mit dem Palmsonntag beginnt die feierlichste Woche des Jahres; da werden die Palmzweige geweiht, vermischt mit Mistel und Wachholder, denn in beiden wohnt eine alt geheiligte Kraft wider Zauber- und Hexenkunst.

Die Gebräuche des Gründonnerstag und Karfreitag sind allgemein kirchlicher Natur und weichen deshalb kaum von jenen der katholischen Städte ab, dagegen wird am Karsamstag nicht selten vor der Kirchenthür ein Feuer entzündet, das uralte Bedeutung hat. Manchmal wird in demselben die Puppe des Judas verbrannt, weil er den Herrn verriet, aber jedesmal nimmt der Hausherr sich ein angebranntes Scheit mit, um den heimischen Herd daran aufs neue zu entzünden.

Ostern selber, das christliche Hochfest, trägt noch den heidnischen Namen, denn Ostara ist die altgermanische Frühlingsgöttin; die Eier und der Hase gemahnen an die erwachende Fruchtbarkeit der Welt, und durch Wasser und Feuer rauscht und knistert wieder ein heimlich tausendjähriges Erinnern. Die Sitte der Osterfeuer ist bekannt, aber auch das Wasser, das an diesem Tage geschöpft wird — „vor

Sonnenaufgang, stromabwärts, ohne Widerwort" — hat eine besondere Heilkraft. In der Kirche prangt unterdessen die Osterkerze und in schweren Körben bringen die Bauern das sogenannte „Geweihte," womit an diesem Tag das Mahl eröffnet wird. Es sind Eier, Brode, Salz und Fleisch; die ersteren sind nicht selten eingeschlagen, „damit die Weihe auch ordentlich durch kann." Der richtige Bauer freilich (meint Freund Schlicht) schüttelt zu solchen Tupfeleien den Kopf und sagt kategorisch: „A gute Weich, die geht durch Stahl und Eisen."

Vollständig altgermanisch aber ist ein Brauch, den Lentner aus der Jachenau berichtet; dort wird alljährlich von einem der 36 Hofbesitzer ein Widder geschenkt, der im Ganzen zur Weihe gebracht wird, mit einem grünen Buchskranz und vergoldeten Hörnern, wie die heidnischen Opfertiere.

Nach alter Sage macht die Sonne am Ostermorgen drei Freudensprünge und überall spüren wir nun den starken Lebenspuls des Lenzes auch in Sitte und Brauch. Vor allem will der König Mai seine Ehre haben, es ist ein Stolz weitum im Gau, welches Dorf den schönsten Maibaum hat, man fällt ihn im eigenen Walde, Tanz und

Schmaus begleiten seine Errichtung und die steifen holzgeschnitzten Figuren, die zur Rechten und Linken des Stammes prangen, mischen in seltener Weise häusliches und kirchliches Leben. Sie sind zum Teil aus dem Leiden Christi genommen, dann folgen Bauer und Bäuerin, der Scherenschleifer, der Schmied, Hansl und Gretl und nicht selten nach den vier Winden eine gespannte Armbrust.

Der Bauer ist sich wohl selber des Zusammenhanges kaum mehr bewußt — es war die Waffe, die er einst im deutschen Heerbanne trug, und das Zeichen seiner Wehrhaftigkeit ist es gewissermaßen, das er weithin sichtbar dem Lande weist.

Daß die Polizei niemals mit dem Maien auf besonderem Fuße stand, das liegt eigentlich schon in der Definition der beiden Begriffe. Um so interessanter mag eine Verordnung aus der Montgelas'schen Zeit, aus der sogenannten Aufklärungsepoche am Anfange dieses Jahrhunderts erscheinen, welche folgenden Wortlaut hat:

„Da wir Volksfeste lieben und unsern getreuen Unterthanen jede ehrbare Ergötzlichkeit mit wahrer Freude gönnen, so sei es von nun an erlaubt, am ersten Mai eines Jahres in jeder Gemeinde

auf dem Lande einen Maibaum zu setzen; wir vertrauen auf die Einsicht und Klugheit unserer Behörden, daß sie dieses an sich unschuldige und wohl zu gönnende Vergnügen dem Landvolke nach unserer wohlmeinenden Absicht wirklich verschaffen.“

So kommen wir zum letzten Hochfest des Jahres, zum Pfingsttag, an den sich die uralte Übung des Wasservogels oder Pfingstls anschließt.

Ein Bursche, ganz mit Laub und Schilf vermummt, reitet durch das Dorf, auch sein Gefolge, die „Santrigelbuben“, sind beritten und nun wird die Gestalt am nächsten Teich oder Bache vom Roß ins Wasser gestürzt. Manchmal geschieht dies auch nur mit einer Puppe, die dann einen Vogelschnabel trägt, der fürs Jahr hindurch an die Scheune genagelt wird.

Immer blühender entfaltet sich nun das Leben der Fluren, immer gewaltiger greift das Naturgefühl auch in das Volksleben hinein. Ihm gelten jene wunderschönen Umzüge und Bittgänge durch die Markung und durch das „liebselig Getraid“, wie es in einer Schilderung von 1583 heißt, von ihm empfängt der Fronleichnamstag jenen stim-

mungsvollen duftigen Zauber, den ihm alle Prangerinnen (so nennt man die Jungfrauen, die den Zug begleiten) und Fähnlein allein nicht geben könnten. Den Höhepunkt aber für dies Naturleben bildet entschieden die Sonnwendzeit. Weithin vom Watzmann bis zur Zugspitze flammen am Johannistage die Bergfeuer, doch auch im Thale soll es leuchten und singende Knaben zogen ehedem umher und sammelten das Holz zum Feste.

Heiliger St. Veit — schick uns a Scheit
Heiliger Hans — a recht a langs
Heiliger Sixt — a recht a dicks
Heiliger Florian — zünd unser Haus nit an.

Wer sich aber weigerte etwas herzugeben, der konnte leicht die Verse hören:

Gebts uns aar a Steuer
Zu unsern Sunnwendfeuer,
Wer uns koa Steuer will geben
Soll's nächste Jahr nimmer derleben.

Ebenso wurden die brennenden Scheiben, die man an diesem Tag einst durch die Lüfte schlug, mit Versen begleitet. Sie waren den verschiedensten

Zielen gewidmet, der hl. Dreifaltigkeit, den Staatsbehörden, sogar dem Teufel, in der Regel aber wurden sie dem Schatz geschlagen und dann lautete der Spruch gar diplomatisch:

O Du mei liebe Scheiben,
Wohin soll i Di' treiben?
In d'Mittenwalder G'moa,
Du woaßt scho', wen i moa'!

Unbewußt fühlt es ein jeder, daß dies ein anderes Feuer ist, als es tagtäglich brennt; die kranken Tiere werden davon heil, wenn sie durch die Flamme gehen und jauchzend springt der Bursch mit seiner Liebsten durch die Glut.

Um Johannis oder St. Veit beginnt auch die Auffahrt zur Alm mit der festlich geschmückten Herde, drunten auf den duftigen Wiesen aber fängt die Heumahd an und eine Zeit schwerer und strenger Arbeit kommt nun für das Bauernleben, wo man selbst die Feiertage bisweilen nur ungeduldig erträgt, aber es ist die schönste Arbeit, die es giebt, sie gilt der Ernte.

Wenn dann alles richtig und rechtzeitig geschehen ist, läßt sich die Kirchweih' um so fröhlicher

an und diese ist und bleibt doch eigentlich das populärste Fest des Jahres. Vom Dach bis zur Schwelle wird das Haus gesäubert, in der Küche brodeln die duftigen „Kirdanudl“, nun kommt der alte Bauernspruch zu recht: „Nothi' is's nit lusti!“ Nach dem Frühmahl geht man zur Kirche, wo das weiß und rote Fähnlein vom Turme weht, jeder trägt sein bestes Kleid und eine Blume auf dem Hut, von weit her sind Verwandte und Freunde zu Gast gebeten. Den ganzen Tag kommen die stattlichen Maßkrüge nicht vom Tisch, auch sie sind häufig mit roten Bändern und einem Strauß verziert und den ganzen Tag ist es ein Kommen und Gehen, denn es ist Nachbarpflicht, sich heute zu besuchen. In der Regel ist auch Musik im Hause, eine Zither oder Mundharmonika und so wird bis in den Abend hinein getanzt, gesungen und jubiliert. Erst am zweiten Tage, am sogenannten „Nachkirda“ gehen die besseren Bauern zum Tanze ins Wirtshaus.

„Und a lustiger Kirda
Dauert Sunda, Monda und Irda
Und es kann si' glei schicka,
Glei gar bis zum Micka.“

Früher hatte jedes Dorf im bairischen Oberland seinen eigenen Kirchweihtag, jetzt sind sie alle auf den dritten Sonntag im Oktober vereinigt, aber so viel Übermut damit auch gebannt oder lokalisiert ward, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, das Wort allein „der Kirda“ hat doch noch seinen solennen, übermütigen Klang.

„Was habts denn für an Kirda mitanand?“ sagt man zu zweien, die in lauten Wortwechsel geraten sind, und wenn im Sommer auf den Almen getanzt wird, spricht man vom Almenkirda, selbst die Wildschützen machen sich den Tag zu nutze, wo alles daheim beim fröhlichen Gelage sitzt und wo sie sich doppelt sicher glauben.

Richt an Rucksack nur her.

Das Jahr aber neigt sich langsam zu Ende, die Luft ist so durchsichtig und klar geworden, es ist die schönste oder doch die ergreifendste der Jahreszeiten, aber diese Schönheit ist müd zum Sterben.

Verblaßte Blumen stehn am Wege.

Und den Toten gilt auch das letzte Fest, das in diese Zeit fällt, Allerheiligen und Allerseelen. Ein

Kranz vom Grün der Almenrosen schmückt das schlichte Holzkreuz, auf die gelockerte Erde aber sind rote Vogelbeeren gelegt, von jenem Baum, der einst dem Thor geheiligt war.

Am 6. November mustert noch einmal St. Leonhard seine prächtigen Rosse und dann kommt wieder tiefe, tiefe Winterstille, der ewige Kreislauf des Jahres ist vollendet. Aber das Leben des einzelnen steht ja nicht stille, nicht alles ist gebunden an den Tag. Hier thun sich lang erhofft zwei lichte Äuglein auf und lachen ins Leben, dort schließen unverhofft sich zwei müde Augen und soweit ist es vollends noch nirgends gekommen, daß der Hochzeitlader „Feierabend machte“.

Diese drei großen Wendepunkte irdischen Daseins wollen wir jetzt noch in Kürze betrachten, und zwar an erster Stelle die Hochzeitsbräuche.

Nicht bloß bei uns, auch draußen auf dem Lande ist der Gegensatz zwischen Herz und Interesse ein bewußter und manchmal sogar ein recht akuter; je zwangloser man bei Anknüpfung einer „Bekanntschaft“ verfährt, desto bedächtiger geht man (wenigstens beim Großbauer) mit dem Heiraten zu Werke. Die Vermittlung, wenn sie sich

auch nicht in Inseraten ausprägt, hat doch immer noch im mündlichen Verkehre einen großen Spielraum, damit nicht bloß die Herzen, sondern auch die Summen zusammenpassen. Man geht mit feierlicher Miene „auf die B'schau“, bevor man die Sache „richtig macht“, und dann erst folgt der feste Verspruch.

Nun giebt es scharfe Arbeit für den Hochzeitlader. Den Rosmarin am Hut, den Rock mit roten Bändern verziert und einen mannshohen Stock in der Hand sieht man ihn auf der bestaubten Straße steuern, manchmal aber trabt er sogar hoch zu Rosse oder ist von ein paar Adjutanten der beteiligten Familien begleitet. Aus jedem Hause erscheint in der Regel nur ein Gast, wenn nicht persönliche Beziehungen die Einladung mehrerer Familienglieder zur Pflicht machen; schon in halbgewachsenen Jahren versprechen es sich Bursche und Mädchen „Dir geh' i amal in d'Hochzeit.“ Ein solches Versprechen zwingt; auch die Nachbarn zu laden, erscheint geradezu unumgänglich.

Als offizielle Verlobung aber gilt erst das sogenannte „Stuhlfest“ vor dem Pfarrer, wobei es mitunter ein scharfes Examen aus dem Katechismus

absetzt. Im Hause der Braut rüstet man unterdessen emsig den „Kammerwagen“, der die Aussteuer an den neuen Wohnort bringt. Er ist hochbeladen, die vier Pferde sind mit bunten Bändern geschmückt und in manchen Gegenden sitzt die Braut selbst ganz zu höchst, wo ihr Spinnrad prangt, oder sie geht hinter dem Wagen mit der Kunkel in der Hand, dem uralten Zeichen frauenhafter Ehre.

Dort kimmt er der Wagen,
Die Bräundln, die zieh'gn,
Der Flachs und die Kasten,
Und d'Bettstatt und d'Wieg'n.

Und in der That wird er auch überall mit heller Freude begrüßt, selbst der Übermut hat dabei sein gutes Recht. Man versperrt ihm scherzhaft den Weg und sogar die Handwerksbursche, die auf der Straße ziehen, dürfen ihn gegen ein kleines Lösegeld zum Stillstand zwingen. Mit lauten Böllerschüssen wird er an seinem Ziele empfangen, dann wird das Brautbett in der „Ehekammer“ feierlich eingesegnet und endlich kommt der Hochzeitstag.

Es mag hier als erfreuliche Thatsache betont werden, daß die Eheschließung auf dem Standesamt weder dem kirchlichen noch dem volkstümlichen Zeremoniell in unsern Bergen nennenswerten Abbruch gethan, und ebenso verdient es als ein Zug schöner Pietät erwähnt zu werden, wie an diesem Freudentag das Andenken der Geschiedenen geehrt wird. Regelmäßig wird da eine Seelenmesse für sie gehalten, nach der Trauung besucht man den Friedhof, und wo die Eltern leben, spricht nach der Morgensuppe der Hochzeitlader den Dank der Braut für alle Wohlthaten, die sie im elterlichen Hause genossen.

Um 10 Uhr geht der Zug zur Kirche, voraus die Musikanten, die aus vollen Backen blasen. Mit seltener Gravität schreiten die Würdenträger des Festes einher, unter ihnen Ehrvater und Ehrmutter, sowie die Kranzelherrn und Kranzeljungfern der Braut.

Auch in der Kirche ordnet der Hochzeitslader das Zeremoniell, der Lehrer auf dem Chor thut heute sein Bestes und glänzend schaut Frau Sonne durch die Fenster, während das junge Paar den Segen empfängt und St. Johannis-Minne trinkt.

Der dicke Wirt aber steht ungeduldig vor der Thüre seines Hauses und lauert, ob sie noch nicht wiederkommen, endlich sieht er den Zug von neuem nahen und nun beginnt sein Element, das schwergeladene Hochzeitsmahl. Manchmal werden vor dem Wirtshaus noch festliche Spiele aufgeführt, so der Braut- oder Schüsssellauf. Die junge Frau aber geht zunächst in die Küche zum „Suppensalzen", denn mit dem Amt kommt der Verstand und sie muß es nun genau verstehen, ob die Gerichte auch alle richtig zubereitet sind. Am Menu einer sogenannten „guten" Bauernhochzeit würden wohl die meisten von uns ersticken, wenn wir es vollständig absolvieren wollten; es heißt im Dialekte der „Kuchelbrief" und enthält fast alle erdenklichen Fleischspeisen, mit Ausnahme von Wildpret und Fisch, die auch bei der prunkvollsten Hochzeit niemals erscheinen. Hier wirkt unbewußt noch ein uralter Gegensatz — „Wildpret und Fisch sind für der Herren Tisch". Was der einzelne von seinen Portionen nicht bezwingen kann, das legt er in ein eigenes Tüchlein beiseite und diese Überreste werden „das Bescheidessen" genannt.

Freilich sorgt auch der Tanz, der unablässig

zwischen den einzelnen Gängen tobt, für die Erneuerung eines grotesken Appetits. Während der Hochzeit dürfen nur die Geladenen tanzen, nach dem Abdanken, um 7 Uhr, können sich auch andere (gegen Bezahlung der üblichen Scharen) beteiligen.

Aber bis zum Abdanken hat es gottlob noch gute Weile, zuerst müssen sie die Braut stehlen, ohne daß es der Hochzeiter bemerkt; sie wird dann in der Regel ins Herrenstüblein verbracht, wo man im vertrauten Kreise ein paar Flaschen vertilgt. Oben im Lärm des Festes merken sie es kaum, daß die Hauptperson verschwunden ist, denn von dem jungen Volk ist ja ein jeder sich selbst die Hauptperson. Wer unterdessen die Tische mustert oder die Musiktribüne, findet prächtige Typen. Breitspurig sitzt der Ehrvater dort mit rotglühendem Angesicht und beschaulicher Miene.

Mit'n Kopf gang's no' guat,
Aber d'Füßl san schlecht!

Um so resoluter und unverwüstlicher blickt die Ehrmutter drein mit ihren braunen klugen Augen, sie ist sich ihrer Stellung voll bewußt — aber — aber —

Und dös is wohl was Schöns,
Wenn ma' g'schatzt is und alt,
Aber — schöner is's do'
In die junge Jahr halt.

An Ehrmutter bin i,
Dös is dir wohl fein,
Aber — lieber no' möcht i
Glei d'Hochzeit'rin sein.

Und so denkt si' die Alte,
Druckt d'Äugerl fein zua
Aber — na' waar's erst lusti! —
Schneid hätt i no' gnua!

Auch das junge „Basl", das zur Hochzeit entboten ward, scheint von diesem Schlag zu sein, „dös is a resche" sagen die Bursche von ihr.

Als a Sendrin is s' drobn
Auf der Grünseer Alm,
Die kann's Kummadir'n
Mit die Küh und die Kalm.

Und die ferchtet wohl koan,
Der's zum Heiraten nahm,

Denn die kemmet ihm scho',
Wenn nur — e r amal kaam'!

Da plötzlich füllt ein dichtes Gedräng die Stube, die Lichter werden angezündet und der Hausknecht, der soeben mit der Gießkanne den Staub gelöscht und das Parkett erfrischt hat, zieht sich respektvoll zurück. Es kommt der Glanzpunkt des Schmauses, das Abdanken oder Ehren. Ein Trompetenstoß verkündet das feierliche Ereignis und nun beginnt der Hochzeitlader seinen uralten Spruch, der gottestreue Frömmigkeit und kecke Lebenslust in seltener Weise verbindet und zum Schlusse dem Brautpaar ein halb Dutzend Buben wünscht:

„Und a fünf a sechs Dirndln drunter,
Denn wo koane Dirndln san,
San d'Buben aa nit munter.“

Dann aber kommt das gesamte Register der an der Hochzeit beteiligten Personen, wobei auch der Pfarrherr und der Wirt an hervorragender Stelle figurieren. Jeder dieser Toaste, wenn man sie so nennen will, beginnt auf die gleiche Weise: „Ferners bedanken sich die ehr- und tugendsamen Bräutper-

sonen bei . . . Herrn Georg Hinterhuber, Knollbräu von Unterberg, als den Hochzeiter sein vielgeliebten Vettern, daß er an ihrem hochzeitlichen Ehrentag erschienen ist.“ Und dann folgt in der Regel eine kleine Neckerei. „Dös is aa scho’ a schöner, der is g’wiß die Bauern nit guat, weil er gar soviel Rausch allweil in sei Bier einithuat.“

Musikanten, ihm zu Ehren,
Laßt Eure Instrumenter hören.

Schallendes Gelächter folgt den einzelnen Reimen (auf ein halb Dutzend Versfüße geht es dabei nicht zusammen), ein gewaltiger Tusch ertönt und mit Pathos tritt der Aufgerufene nun vor das Brautpaar hin und legt seine klingende Gabe in die Schüssel. Der Bräutigam reicht ihm den Krug zum Trunke, daneben aber wird eine sorgfältige Liste über die einzelnen Gaben geführt, damit man sich die Ziffer im gleichen Falle ad notam nehme.

In den wohlhabenderen Gegenden unseres Oberlandes kann man schwerlich unter 10 bis 20 Mark geben, „d. h. an goldenen Reichsfuchsen“, wie der scherzhafte Ausdruck lautet, die Anzahl der Gäste

beträgt bei einer guten Hochzeit wohl zwischen 60 und 100 Personen.

Mit dem Ehren aber hängt auch noch der Ehrtanz zusammen; das junge Paar tanzt zunächst einmal ganz allein, und sodann der Ehrvater mit der Braut und die Ehrmutter mit dem Bräutigam. Denn auf dem Lande heißt es: „Alter schützt vor — Tanzen nicht.“

Ah — der Ehrvater ah —
Wie der blast, wie der schnauft.

Etwa bis Mitternacht harrt das Brautpaar aus, dann trachten sie unter mancherlei Hindernissen zu entfliehen, aber die Musikanten erspähen sie noch zu rechter Zeit und geben ihnen rauschendes Geleite. Dies „Heimblasen“ ist unvermeidlich. Draußen in der kühlen Nachtluft steht der Mond am Himmel, es wird so stille und während die Musik langsam verhallt, reichen sich zwei Menschen die Hände und denken leise: „Der Tag is halt dengerscht der schönste im Leben!“

Der folgende wird „der goldene Tag“ genannt, er ist einer tiefen beschaulichen Ruhe gewidmet, man freut sich des Hauses und des Besitzes, keine Arbeit

darf gethan werden. Nur in der Frühe geht man zur Messe und des Nachmittags mit den nächsten Anverwandten zum Wirt, wo die Abrechnung gepflogen wird.

Nach der obligaten Zeit, wenn alles sich korrekt verhält, erscheint der bewußte Sprößling, den der Hochzeitlader mit einem seltenen Scharfsinn prophezeite, und nun kommt der Gevatter zu Ehren. Der Pate oder Göd, wie man ihn oberbairisch nennt, ist auf dem Lande eine viel wichtigere Person, als in der Stadt, er steht an Autorität dem Vater am nächsten und bekundet auch eine beständige Sorgfalt für das Kind. Von ihm wird der Taufschmaus bestritten, als Geschenk dient meistens eine Schaumünze und überdies hat er die Verpflichtung, das Kind wenigstens einmal vollständig zu kleiden. Die Taufe selber findet nie im Hause, sondern nur in der Kirche statt, wohin man selbst im tiefsten Winterschnee oft stundenweit fährt. Gelegentlich wirft auch der Schlitten um, im Wirtshaus aber, wo der Schmaus gehalten wird, legt man den jungen Weltbürger ruhig auf eine Ofenbank und fordert nichts von ihm als Schweigen. Der Mythus vom Storch ist auf dem Lande wenig bekannt und wenn

man Bauernkinder frägt, woher auf einmal das kleine Brüderlein gekommen sei, so kann man wohl die Antwort hören: „Ja, aus'n Brunnagrand hat's ihn auffig'schutzt."

Was die Namen anlangt, so sind sie fast nur aus dem Heiligenkalender entnommen, Sepp ist der beliebteste bei den Knaben und Miedei (Maria) bei den Mädchen. Nur aus seltenem Anlasse wird in die alte germanische Zeit zurückgegriffen; so beschloß zum Beispiel im Jahre 1879 das Komite, welches die Einführung der Glasmalerei in Tegernsee feierte, um die sich Abt Gotzbert sehr verdient gemacht, bei einem Knaben die Patenstelle zu übernehmen, der diesen Namen bekommen würde, und alsbald fanden sich verschiedene junge Gotzberte zur Konkurrenz um diese Ehre ein. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß kürzlich im Tegernseer „Seegeist" unter den Verstorbenen das Kind Anonymus zu lesen war.

Der erste Besuch, den die Verwandten, Freunde oder Nachbarn bei der Wöchnerin erstatten, und das Geschenk, das sie bei dieser Gelegenheit mitbringen, heißt „das Weisat"; eine Bewirtung im Taufhaus ist die selbstverständliche Erwiderung.

Am tiefsten aber bekundet sich wohl die Innigkeit des bairischen Volkslebens in jenen Gebräuchen, die sich an die letzten schweren Stunden des Daseins schließen — an den Tod.

Wo ein Sterbefall eintritt, bleibt die Leiche in der Regel im Haus, und Tag und Nacht hindurch lösen sich die Nachbarn ab, um Wache zu halten und bei den brennenden Kerzen zu beten. Nie habe ich diese Pflicht erfüllt ohne ein Gefühl der tiefsten Ergriffenheit. Selbst das Grab wird in der Regel von den Freunden und Nachbarn gegraben und diese sind es auch, die den geschmückten Sarg tragen. Stirbt ein Kind, so fällt dies Amt den Kindern zu, der Pate aber schickt das Totenhemd und die sogenannte Krone; bei Jungfrauen verrichten die Mädchen des Dorfes diesen letzten Liebesdienst und bei jungen Männern deren Gefährten.

In der Jachenau ward der Sarg offen gelassen und nur das Antlitz des Toten bedeckt; im Berchtesgadener Land, wo viel Armut herrscht, hatten früher, wie die Bavaria berichtet, mehrere Gemeinden zusammen nur eine Totentruhe, aus der die Leiche vor der Bestattung wieder heraus-

genommen ward, sie war in ein Leintuch eingenäht und wurde so der Erde übergeben.

Die Leichenfrau, welche übrigens nur die äußerlichsten Veranstaltungen besorgt, wird mit einem schauerlich realistischen Worte „die Totenpackerin" genannt. Besonders ergreifend sind jene Bestattungen, wo die Leiche im langen Schiffszug über den See geführt wird, mit Grauen aber denke ich an das Bild einer schönen jungen Sennerin, die auf der Alm verunglückt war und nun aufrecht sitzend auf einem schmalspurigen Wagen, der beim Sonnenschein eine brennende Laterne trug, zu Thal gebracht wurde.

Beerdigung und Gottesdienst fallen unmittelbar zusammen, und nach dem letzteren findet noch mannigfach das alte germanische Leichenmahl statt, bei dessen Schluß ausdrücklich für den Verstorbenen gebetet wird. So hat sich zum Beispiel im Salzburgischen der dialektische Ausdruck erhalten, „wenn hamma 'n vertrunka?" anstatt „wann haben wir ihn begraben?"

Am 7. und 30. Tage nach dem Tod werden wieder Gottesdienste gehalten, bei welchen die gesamte Verwandtschaft erscheint, aber auch sonst

wird das Andenken der Geschiedenen auf mannigfache Weise geehrt. Sie kennen die schöne Sitte der Martertafeln für jene, die verunglückt sind; auf einer Felswand bei der Kaiserklause waren noch vor kurzem etwa zwanzig solcher Gedenkzeichen angebracht und der Felsen selber heißt noch jetzt im Volksmund „die Tafeiwand“.

Nicht minder wurden die sogenannten Rêbretter (auf welchen man die Leiche zu Grabe getragen) an grüne Waldbäume geheftet, sie tragen die Namen des Geschiedenen und das requiescat in pace, Rê aber bedeutet Leichnam, wie es schon im Parcival heißt: „Gebalsamt ward sin junger Rê“.

Während der Trauerzeit, die sich für die Mutter auf ein Jahr, für den Vater und Paten in der Regel auf ein halbes Jahr und für Geschwister auf etwa sechs Wochen erstreckt, tragen die Frauen schwarzes Oberkleid und Halstuch, am Hute darf keine Goldschnur prangen, sie sind „in der Klag“, wie der dialektische Ausdruck lautet.

Doch mit den Scheidenden muß auch ich endlich von Ihnen scheiden. Vieles, was ich Ihnen gerne noch berichtet hätte, ist ungesagt geblieben, aber auch aus dem wenigen, was ich in dieser

engen Stunde bieten konnte, werden Sie entnehmen, welches mächtige Stück Leben, welche Fülle von Gemüt und schaffender Gestaltungskraft in unserem oberbairischen Volksstamme wurzelt!

Daß die neue Zeit und was in ihrem Gefolge auf das Land dringt, auch auf Brauch und Sitte manchen zerstörenden Einfluß übt, daß auch hier die große Nivellierung ihr Werk versucht, das könnte freilich nur der Unverstand verkennen, aber ein Bollwerk bleibt doch noch immer gegen diesen Niedergang, und dies ist das Herz des Volkes, aus dem seine Sitte entsprang. Die Liebe zur Heimat wird auch hier noch lange manches köstliche Eigengut beschirmen, und die schönste Frucht aller Forschung ist ja neben der Wahrheit — das Vertrauen. Ich aber vertraue schrankenlos auf den gesunden Sinn unseres Volkes.

Wie auch die Welt sich wandeln mag
Rastlos in Weben und Streben;
Bergvolk und grüne Bergeswelt
Sie haben ewiges Leben!

IV.

Der Zeitgeist auf dem Lande.

Sie fühlen vielleicht mit mir den inneren Widerstreit, der in dem Titel unseres heutigen Stoffes zu liegen scheint; Sie fühlen, daß da zwei Begriffe ineinander gekettet sind, die sich ihrem Wesen nach eigentlich ausschließen.

„Auf dem Lande“ — wem wird es bei diesem Gedanken nicht leicht und wohlig ums Herz, aber es ist nicht Tannengrün und Waldluft allein, was uns diese Stimmung giebt, sondern es ist ein Gefühl der Entlastung, das uns überkömmt. Man wähnt sich und die andern frei da draußen von dem Lärm feindlicher Gegensätze, und das erst macht den Sonnenzauber der Landluft zum Seelenzauber, das ist es, was so viele große thatenreiche

Männer am Schlusse ihrer Laufbahn wieder zurückzieht in den Bannkreis ländlichen Lebens und ländlicher Arbeit. Auf dem Lande — bedeutet den Frieden.

Und wenn wir nun das andere Wort betrachten, das den Kern unseres heutigen Stoffes bildet, dann fühlen wir unwillkürlich ein gewisses Sträuben, denn es knistert durch dies Wort, wie elektrischer Funken. Wir fühlen uns hineingestürzt in das Gedränge gährender Geister und wogender Massen — der Zeitgeist bedeutet den Kampf.

Und zögernd fragen wir uns — ist es denn wirklich wahr, daß auch schon draußen im Bereiche stiller Beschaulichkeit und ländlicher Einfachheit jene unsichtbare, zersetzende Macht wirkt, die ein hundertjähriges Gefüge lockern und einer neuen Welt die Wege ebnen will — regt sich in der That auch auf dem Lande der Zeitgeist?

Noch vor zwanzig Jahren hätte man vielleicht vergeblich darnach gesucht, heutzutage würde man es vergeblich leugnen. Ja, auch auf dem Lande macht sich jene riesige innere Umgestaltung fühlbar, in der wir den Zeitgeist erblicken, wenn er auch natürlich nicht jene vulkanischen Äußerungen zeigt,

die das Leben der großen Städte erschüttern. Es ist nur wie ein grollendes Echo, wie ein Wellenschlag, der sich abgeschwächt auf die Peripherie überträgt, aber leugnen kann ihn keiner, der mit scharfen Augen in unser Volksleben hineinblickt.

Ich aber habe mir nun die Aufgabe gesetzt, Sie etwas näher und tiefer einzuführen in diesen geheimnisvollen Prozeß des Werdens, in diese geistige Umwandlung der alten in die neue Zeit. Ich möchte Ihnen zeigen, welche Elemente und Faktoren es vor allem sind, die als die treibende Kraft und als die Hebel dieses Umschwunges in Betracht kommen, welche Charakterzüge des Volkes zumeist dadurch berührt und geändert werden, und welche Grundlinien des bäuerlichen Lebens sich hinwiederum als ein Damm der Verneuerung entgegenstellen. Ich möchte Ihnen zeigen, wie man heutzutage auf dem Lande über die großen Fragen des Lebens denkt und wie sich dieses Denken dann bethätigt in Handel und Wandel, in Moral und Intelligenz, in Arbeit und Genuß.

Wenn ich dabei ganz allgemein „vom Lande" rede, so mag sich diese generelle Bezeichnung damit rechtfertigen, daß eben die ländlichen, d. h. die bäuer=

lichen Verhältnisse doch allenthalben unter denselben Grundbedingungen stehen, ob wir nun nach Norden oder nach Süden schauen. Im einzelnen aber ist es wieder Baiern und speziell das bairische Oberland, dessen Zustände ich Ihrer Betrachtung unterbreiten möchte. Und es eignet sich auch in der That das bairische Hochland zu dieser Betrachtung in vorzüglicher Weise, weil es einerseits durch seinen Bergcharakter die alten Ideen und Lebensformen besonders lange und intensiv erhielt, und weil es dann durch den plötzlichen immensen Fremdenverkehr dem Einfluß der modernen Zeit unendlich mehr geöffnet wurde, als das Flachland.

Und wie wirkt nun auf dies Volk der Berge jene rastlos schaffende und zerstörende Macht, die wir den Zeitgeist nennen? — Aber wir müssen zuerst uns fragen: Was ist der Zeitgeist? Das Wort hat einen dämonischen, gewaltthätigen, unsympathischen Klang — wer möchte dies leugnen? — Es hat ihn deshalb, weil sein Wesen ewig wandelbar, weil seine Anforderungen immer ungenügsam, weil sein Dasein unvertilgbar ist. Weil wir uns niemals sagen können, daß irgend eine Erklärung diesen Begriff ganz erschöpft, daß irgend

eine Befriedigung ihn dauernd verstummen macht. Daher kommt jene eigentümliche Unruhe, mit der auch die schärfsten Denker diesem Worte stets gegenüber standen, das sich rastlos wandelt vor dem grübelnden Verstande. Wenn wir vom „Geiste unserer Zeit“ sprechen, so haben wir dabei vor allem das positive Gefühl der Errungenschaften, welche die Gegenwart uns gebracht hat oder erstrebt, aber sowie wir vom „Zeitgeist“ reden, beherrscht uns unwillkürlich eine negative Empfindung; wir fühlen das zerstörende Moment heraus, das minenartig in diesem Worte lagert, wir fühlen die aggressive Spitze des Werdenden gegen das Bestehende. Das Wort ist vielleicht das modernste, das wir im Munde führen, und dennoch ist es so alt als die Erde; sein Stachel war es, der die Sklaven Roms um Spartakus versammelte und die deutschen Bauern um den Bundschuh; seine Marksteine sind 1789 und 1848; wie eine Hydra schlingt es sich durch die Geschichte der Staaten. Und vergeblich haben Genie und Macht sich gemüht, es zu überwinden.

Das einzige Ziel aber, das der „Zeitgeist“ in unseren Tagen sich gesetzt — ich glaube, es ist die

schrankenlose Freigebung, die unersättliche Bethätigung der individuellen Persönlichkeit. Das Ich macht sich überall geltend auf Kosten des Ganzen, und das Recht auf Kosten der Pflicht, selbst bei den niedrigsten Existenzen hat dieser Gedanke eine wuchernde Kraft gewonnen und fast völlig ist jenes lindernde Moment verloren gegangen, das die Weisheit geistig beschränkterer Zeiten war — die Resignation. Schon frühe hat die Rechtsordnung es als einen Teil ihrer ethischen Aufgabe betrachtet, die Befreiung des Individuums auf gesetzlichem Wege anzubahnen, sie gab den Menschen frei, indem sie Hörigkeit und Leibeigenschaft beseitigte; sie hat von seiner Arbeitskraft und seinem wirtschaftlichen Leben allmählich jedes Hemmnis fremder Privilegien hinweggeräumt, sie gab ihm die Gründung einer Familie fast bedingungslos anheim, ja sie hat das Individuum selbst auf dem letzten und höchsten Gebiete, auf dem politischen, emanzipiert, indem sie dem Proletarier das allgemeine Stimmrecht gab.

Wer diese Riesenarbeit überblickt, welche die Legislative in den letzten Jahrzehnten vollbracht, um die individuelle Persönlichkeit des einzelnen nach allen Seiten hin zu erlösen, der kommt fast

auf den Gedanken, es habe der Staat in ahnungsvoller Sorge den begehrlichen Zeitgeist gleichsam entwaffnen wollen, indem er den Ansprüchen desselben in vornhinein gesetzliche Befriedigung verlieh. Aber alles, was man gegeben, war zu wenig und zu viel, — zu viel für das geringe Pflichtgefühl, wie es den heutigen Massen innewohnt, zu wenig für die unersättlichen Ansprüche derselben! Denn die Mehrzahl begnügt sich nicht mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, sondern sie will eben die Gleichartigkeit oder doch den Ausgleich der wirklichen Lebensverhältnisse, die soziale, die wirtschaftliche, die moralische Nivellierung; sie erblickt auch im wohlerworbenen Rechte des Nächsten nur ein drückendes Vorrecht und dieser Gedanke ist es, der unablässig den Zeitgeist zum Kampfe befeuert. Dieser Kampf ist natürlich unermeßlich geschärft und zündender in den Arbeiterschichten der großen Städte, aber wirksam ist er auch bereits in der bäuerlichen Bevölkerung, auf dem platten Lande, wenn er auch dort zunächst noch mehr das Absterben der alten Traditionen, als den Sieg neuer Ideen bedeutet.

Sie alle wissen es aus eigener Erfahrung,

wie tief sich die Lebensverhältnisse auch auf dem Lande seit den letzten 10 Jahren geändert haben. Sie kennen wenigstens die Thatsache, wenn Ihnen auch die Einzelheiten, die inneren Momente dieses Umgestaltungsprozesses ferner liegen; Sie können mit Händen greifen, wie der Fremdenverkehr und die Eisenbahnen täglich neue Begriffe hinaustragen, wie die allgemeine Wehrpflicht, die Vervollkommnung der Schule, die Verbreitung der Tagesblätter u. s. w. wirkt. Es wäre einseitig, die wirklichen Verbesserungen, welche die Neuzeit damit schuf, zu verkennen. Eine Fülle gemeinnütziger Einrichtungen, die man vordem nicht kannte, entstand, mancher Zug wahrer Humanität begegnet uns. Der materielle Wohlstand und der Durchschnitt geistiger Bildung ist gleichmäßig gewachsen, und wieviel ist schon allein das Bewußtsein wert, daß der Bauernstand nun keine abgeschlossene oder richtiger ausgeschlossene Kaste mehr im öffentlichen Leben bildet!

Das alles sind bedeutsame Errungenschaften, die das ländliche Dasein der Neuzeit verdankt, aber zur vollen Gültigkeit, zur durchgebildeten Wirklichkeit sind sie freilich noch keineswegs ge-

diehen. Wir stehen auf einer Übergangsstufe und bei jedem Übergang sind die Schatten fühlbarer als das Licht; der Nutzen zeigt sich erst später, die Unzuträglichkeiten zeigen sich sogleich. In doppeltem Maße aber gilt dies bei dem Bevölkerungselement der niederen Schichten, das sich schwerer accomodiert, weil es minder elastisch ist, das den Ausgleich zwischen früherer Gebundenheit und plötzlicher Freiheit unmöglich sofort zu finden weiß. Es fällt rasch heraus aus der bisherigen Rolle und wächst nur langsam hinein in seine veränderte Stellung, es löst sich ab vom bisherigen Brauch und hat doch noch keine andere sichere Tradition für die Zukunft: mit einem Wort, man ist zu klug geworden für die alte Zeit und noch nicht reif genug für die neue. Das ist der Zustand unseres heutigen Bauernlebens, das ist der Zeitgeist auf dem Lande.

Der wesentlichste Umschwung aber, den das äußere Leben unsers Bauern durch die neue Zeit erfahren hat, liegt jedenfalls darin, daß ihm das spezifisch ständische Bewußtsein mehr und mehr abhanden kommt, welches er früher im guten, wie im schlechten Sinne besaß. Ehedem war er Bauer

und nichts als Bauer, aber das auch ganz, vom Wirbel bis zur Zehe; er sah und er wollte nicht heraus aus seiner enggeschlossenen Sphäre, sein ganzer Zusammenhang mit der Weltgeschichte war die Schranne. Trotzig hielt er jedem anderen Stande seinen eigenen — den Nährstand — entgegen und durch sein Gespräch, wenn er sich überhaupt aufs Vergleichen einließ, klang stets der stolze Refrain, den man bisweilen noch in alten Bauernhäusern auf gemalten Tafeln findet:

Ich lasse den lieben Herrgott walten
Ich muß euch doch allesamt erhalten.

Heutzutage ist der Bauer ein Bürger — so paradox dies Wort auch klingen mag, oder doch ein Staatsbürger, der unablässig mit allen möglichen öffentlichen Dingen befaßt wird; seine ganze Persönlichkeit ist auf ein anderes Niveau gestellt. Bedenken Sie doch, daß es der bäuerliche Bürgermeister ist, der als Standesbeamter die junge Fürstin traut, wenn dieselbe auf dem Stammsitz ihrer Ahnen Hochzeit hält, daß Bauern zu jener Richterbank berufen waren, welche den Grafen Chorinsky verurteilten, daß der Bauer im offiziellen Coupé

I. Klasse nach Berlin fährt, um dort dem Reichstag sein „Nein“ zu bringen. Solche Umstände muß man erwägen, um zu begreifen, wie tief sich seine persönliche Stellung seit einem Jahrzehnt gewandelt hat und wie der lokale Wirkungskreis derselben endgiltig durchbrochen ist. Auch früher hatte ja der Bauer unleugbar einen starken Trieb zur persönlichen Geltendmachung, zur Repräsentation; es ist kein Märchen, daß man in Niederbaiern bei festlichen Zusammenkünften die Wagenräder mit Champagner wusch, selbst die Pferde, die den „Kammerwagen“ seiner Tochter zogen, erhielten z. B. im Rosenheimer Bezirke vor jedem Wirtshaus zwei Maß Bier in den Barren, — aber ein Zug war doch allen diesen Äußerungen des Bauernstolzes gemeinsam — der Bauer blieb damit in seiner heimischen, bäuerlichen Sphäre. Ja es war gerade das ein Teil seines Stolzes, daß er von dem nichts wissen wollte, wodurch die übrigen Leute sich geltend machten. Er war sich selbst genug und lebte mit der äußeren Welt in einem permanenten negativen Kompetenzkonflikt, indem er hunderte von Dingen mit dem inapellablen Bescheide abwies: „Dös geht mi' nix an.“ Jetzt ist

dies umgekehrt geworden, sein Stolz besteht heute nicht mehr darin, daß ihn die Dinge nichts angehen, sondern vielmehr darin, daß er „auch dabei" ist; es ist Mode in seine Passionen hineingekommen. Er muß sein „Laufroß" vor dem Einspänner haben, anstatt der dicken gutmütigen Bauernstute, womit sein Vater fuhr; er wettet wie andere Freunde des Sport und ambitioniert es entschieden, daß er z. B. bei landwirtschaftlichen Festen oder dergleichen Gelegenheiten als Sachverständiger oder Preisrichter erscheint. Noch vor Jahrzehnten kam der Bauer höchstens einmal im Leben in die Stadt und dann war es mit dem Reisen so ziemlich vorbei bis zur Reise in die Ewigkeit; jetzt können Sie jeden Tag ganze Reihen im Münchener Vergnügungslokale finden; der Marktschreier druckt auf seine Plakate „für die Herren Landleute" und sogar im standesamtlichen Register heißt es „Ökonom" statt „Bauer". So beginnt selbst der Name zu wanken und eine Thatsache von tiefster kulturgeschichtlicher Bedeutung tritt uns aus diesen Wandlungen, wie wir sie eben dargestellt, entgegen: Die räumliche Abgeschlossenheit, in welcher der Bauer früher lebte, ist für immer zerbrochen, seine Persönlichkeit ist

hinausgewachsen über die Schranken seines Besitzstandes, mit welchen sie vordem unzertrennbar verknüpft war, — und damit sind auch die Besitzverhältnisse selbst wankend geworden. Ihre einstige Bürgschaft war ja eben jener trutzige Stolz eines abgeschlossenen Charakters, der sich um keinen Preis loslösen oder wegheben wollte von der ererbten Scholle; ihre heutige Lockerung wurzelt eben darin, daß dieser Charakter gelockert ward unter dem rastlosen Drange persönlicher Geltendmachung. Er selber geht der Versuchung nicht nach, aber sie kommt zu ihm und spiegelt ihm hundertmal den Gedanken vor, ob er sich nicht eigentlich noch viel stattlicher ausnähme, wenn er mit den 80,000 Mark, die sein Hof etwa wert ist, den Rentier spielte? Denn Nichtsthun bleibt nach bäuerlichen Begriffen doch immer noch das vornehmste von allem.

Zahllose Spekulanten, die allerwärts auf der Lauer liegen, greifen diesen Gedanken auf und so werden jene hunderte von uralten Gehöften oder „Heimaten", wie sie der Volksmund tiefsinnig nennt, alljährlich zertrümmert; es ist nicht der Unverstand der einen und nicht die Habsucht der andern allein — es ist der Zeitgeist, der sie verschleudert. Die

Persönlichkeit des Bauers ward mobilisiert aus ihrer hundertjährigen abgeschlossenen Ruhe, aber mit seiner Persönlichkeit ist auch seine Habe mobil geworden aus ihrer alten Unantastbarkeit. Das ist der erste und tiefste Schatten, der auf dem Lande den Wahlspruch unserer fortgeschrittenen Zeit begleitet: „Es werde Licht.“

Allein auch da, wo keine leichtfertige Veräußerung erfolgt, wo der Bauer nicht ans Verkaufen denkt, sondern selber noch wirklich arbeiten will, ist schon diese Arbeit an sich unendlich anders geworden, als vordem. Der ganze landwirtschaftliche Betrieb hat neue Ziele; denn während unser Bauer sonst den Ertrag von Ackerbau und Viehzucht nur zum eigenen Bedarf verwertete oder den Überschuß höchstens an Ort und Stelle abgab, ist jetzt alles Handelsobjekt geworden, er spekuliert und ist mit Eifer darauf bedacht, wo möglich auch die Verarbeitung des Rohproduktes in der Hand zu behalten. Es ist ein konformer Zug — wie in seine Persönlichkeit eine Art von bürgerlicher Repräsentation hineinkam, so hat auch seine Arbeit eine Art von industriellen und kommerziellen Zusatz erhalten, welcher derselben das spezifisch bäuer=

liche Gepräge nimmt. Rein wirtschaftlich betrachtet wäre dies ja wohl ein Fortschritt, wenn nur auch der Bauer stets die richtigen Hände dafür hätte, aber in der Regel ist leider das Gegenteil der Fall; denn kein Stand ist so wenig zur Vielseitigkeit veranlagt und erzogen — und doch spürt keiner von allen soviel Neigung zum Probieren. So zeigt uns auch hier der Geist dieser neuen Zeit sein doppeltes Walten, er steigert auf der einen Seite den Betrieb und die Thätigkeit der bäuerlichen Wirtschaft aufs höchste und giebt ihr zahllose Impulse, aber mit einer Art von heimtückischer Verblendung lockt er wieder zugleich den einzelnen hinaus über die Grenzen seiner Kraft.

Nicht nur durch die Passion, zu verkaufen, die wir oben geschildert haben, sondern auch durch diese Art des Betriebes, durch diesen Hang industrieller Vernutzung ist der ländliche Besitzstand bereits vielfach gefährdet, weil der Bauer zu viel beginnt und sich als Geschäftsmann gebahren möchte, ohne ein Geschäftsmann zu sein. Vor allem hat er eine unleugbare Schwäche, er kann mit dem Bargeld nicht umgehen, entweder legt er es als Sparpfennig nutzlos in den Strumpf, oder wenn

es verwendet wird, so wird es meist ebenso nutzlos verschwendet. Allein selbst da, wo der Bauer sein mobiles Vermögen zinstragend anlegen möchte, geht er gewöhnlich den verkehrtesten Weg — nicht bei den Kapitalisten der großen Städte, sondern auf dem Lande, bei unseren Knechten, Fuhrleuten und Taglöhnern müssen Sie Spanier- und Türkenlose und jene Ratenbriefe suchen — „Gottes Segen bei Cohn". Ich habe sie nicht zu dutzenden, sondern zu hunderten dort gefunden, und es ist geradezu unglaublich, wie hilflos der Bauer der Verwertung des mobilen Kapitals noch heute gegenüber steht. Ein Lenggrieser Holzknecht, der für 100 fl. gute bairische Staatspapiere gekauft, sprach nach einiger Zeit ganz traurig zum Gutsverwalter von Hohenburg: „Jetzt hab i g'moant, i hab ebbes Guats und daß mir der Staat mei' Interessa zahlt — jetzt wart i schon 2½ Jahr und der Spitzbua is no' nit kemma". Das Papier wurde sofort besichtigt und die Coupons der fünf Semester waren unversehrt an demselben — aber der Holzknecht wollte von weiterem Besitz nichts wissen und meinte: „Dös g'hört si' halt do' nit, daß i da erst an andern anpacken muß, er sollt halt doch selber

kemma und mir mei Interessa zahlen". Das Brachliegen des baren Geldes ist übrigens durch das Mißtrauen, das man der neuen Währung entgegenbrachte, noch bedeutend vermehrt worden. In einem Zuge, mit dem ich voriges Jahr über Holzkirchen nach München fuhr, befand sich ein interessantes Frachtstück — ein Bierfaß, dessen Inhalt aber nicht für den Magen, sondern für die bairische Münze bestimmt war. Der Bauer, dem es gehörte, hatte kurz vorher einem Vertrauensmanne mitgeteilt, daß er noch einiges alte Silbergeld besitze, weil er eben doch nicht glauben konnte, daß die „lumpigen Markln obenauf bleiben". Nun aber werde ihm doch allmählich Angst.

„Is's viel?" frug der Vertraute teilnahmsvoll. Ja wenig nit (erwiderte der andere) 50,000 Gulden halt, lauter Zweiguldenstückl.

Natürlich giebt es auch nach der entgegengesetzten Seite bemerkenswerte Ausnahmen, es finden sich ab und zu auch Bauern, die in der That mit ingeniösem Blick ihr Kapital zur Arbeit zwingen und einen industriellen Betrieb in Flor bringen. So steht z. B. im Mangfallthal ein altes mächtiges Gehöft, zum Schmerold geheißen, das schon

in Urkunden von 1017 mit demselben Hausnamen vorkommt; der Vater, ein unruhiger Kopf, war 1848 nach Amerika geflüchtet und so übernahm der Sohn, nachdem er mit 18 Jahren großjährig erklärt worden war, das elterliche Gut. Er war kein Kopfhänger, der etwa Stall und Pflugschar verabsäumt hätte, im Gegenteil, er war so tüchtig, daß er als 25jähriger Mann zum Bürgermeister seiner Gemeinde erwählt ward. Aber er besaß die beneidenswerte Gabe, Lebensfrohheit und Lebensernst zu verbinden; statt müßig zu sein in freien Stunden, las er und sein Lieblingsbuch war die — Physik von Eisenlohr. Bedenken Sie es, welche Mühe, welche Geduld, welcher Heroismus nötig ist, um mit den Vorkenntnissen eines Bauernjungen ein solches Buch durchzulesen, er aber sah dabei hinunter auf die grüne Mangfall und dachte sich, warum doch eine so prächtige Wasserkraft ganz unbenützt vorüberrauschen sollte. Dann zeichnete er selber den Plan für eine kleine Fabrik, er kam in die Stadt, um die nötigen Maschinen kennen zu lernen und zu studieren, und da es mit den heimischen Arbeitern nicht gehen wollte, so nahm er ohne weiters Italiener in seinen Dienst und

lernte italienisch, um sich mit ihnen zu verständigen. Schon übers Jahr stand eine kleine, aber blühende Papierfabrik am Ufer unter dem alten Bauernhofe, der unverändert betrieben wird; der Schmeroldbauer selbst aber ist die ganze Nacht auf den Beinen, denn die Bestellungen sind so zahlreich, daß selbst des Nachts gearbeitet werden muß. All das aber sind, wie wir es bereits erwähnten, seltene Ausnahmen, hunderte gehen darüber zu Grunde, bis Einem solcher Erfolg zu teil wird.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so hat sich das Wesen der bäuerlichen Arbeit im allgemeinen ebenso tief geändert, wie das der bäuerlichen Persönlichkeit, die Arbeit ist freier geworden in ihrem Betriebe, aber nicht in ihrer Auffassung; sie hat den Fluch verloren, der sie zu Zeiten der Hörigkeit bedrückte, aber auch den Segen, der ihr eigen war, bevor der Zeitgeist sie zur schrankenlosen Gewinnsucht entarten ließ.

Am deutlichsten aber zeigen sich diese Übelstände bei dem dienenden Teile der bäuerlichen Bevölkerung; hier ist der Rückgang, den das ehrliche, pflichttreue Arbeiten erfahren hat, wohl am

empfindlichsten. Ich kenne eine alte Grabschrift aus dem Freisinger Gaue von 1650; ein Bauer ließ den Knecht, der 56 Jahre bei ihm gedient, in seinem Familienbegräbnis beisetzen und auf dem Steine steht eine Heugabel, ein Rechen und ein Schubkarren und in der Kreuzung das Diktum

„Da liegt der Herre bei seinem Knecht
So ist es recht.“

Es ist wohl die letzte Gerechtigkeit gemeint, vor welcher wir alle gleich sind, der heutige Knecht aber will schon bei Lebzeiten diese Devise verwirklichen. Die 56 Jahre freilich werden dabei für entbehrlich gehalten, es dauert, wenn es gut geht, ebenso viele Wochen; dann will man es wieder einmal anderswo „probieren“, schon um der Abwechslung willen, und vielleicht läßt sich ja auch ein neuer Vorteil erzwingen. Daß man auch seines Herren Vorteil zu wahren hat, das ist heutzutage selbst auf dem Lande fast völlig vergessen, die Dienstboten erfüllen im besten Falle knapp ihre Obliegenheit, aber sie sind nicht mehr wachsam besorgt, um dem Haushalt hier einen Nutzen zu sichern und dort eine Schädigung zu ersparen, sie

fühlen sich nur in einem Vertragsverhältnis, nicht mehr in einem Verhältnis zur Familie, unter deren Dach sie wohnen. Verschwunden ist jenes Ehrgefühl, das den höchsten Stolz in die vollste Erfüllung der Pflicht setzt, man freut sich wenig des Lobes und schämt sich noch weniger des Tadels — denn der ganze Ehrgeiz ist auch hier nach außen gerichtet auf die Geltendmachung der Persönlichkeit. Wenn man die Arbeit versäumt, das macht nichts, aber den Tanzboden zu versäumen, das wäre ein Unglück. Ein junges Mädchen, das voriges Jahr auf einem Einödhofe in Tegernsee in Dienst treten sollte, wies das vorteilhafte Angebot zurück, weil die Gelegenheit zu ungünstig sei, um hier eine Liebschaft anzufangen. „Schau (sprach sie ganz offen zur Bäuerin) 's is überall z'weit hin und überall z'weit her".

Ebenso ist es ein kleines, aber doch unendlich vielsagendes Symptom, daß man seit einiger Zeit den biederen Namen des „Hausknechts" allgemein in „Hausmeister" verwandelt hat; nur so ruft jetzt der Wirt oder Posthalter in den Stall, wenn eingespannt werden soll, und der ahnungslose Fremde, der von diesem sozialen Ereignis noch nicht unter-

richtet ist, riskiert ohne Antwort zu bleiben, wenn er den neben ihm stehenden Träger der Zipfelhaube als „Hausknecht“ interpelliert. Hier liegt in der That in dem Wechsel zweier Worte der Wechsel zweier Zeiten begriffen: der Knecht will Meister werden.

Wenn er es nur auch an Tüchtigkeit, an Verlässigkeit, an Pflichtgefühl geworden wäre, aber diese Entwicklung steht zur andern leider im umgekehrten Verhältnis. Das wissen übrigens auch die Leute selber ganz gut, ich besitze das Manuskript höchst origineller und anmutiger Gedichte, die eine Bauerntochter von Glashütten verfaßt hat, welche als Magd im Bade Kreuth dient. Das Thema derselben ist mit reizender Naivität gewählt — es behandelt die Schlechtigkeit der heutigen Dienstboten und ich würde Ihnen sehr gerne ein paar Pröbchen davon mitteilen, wenn dieselben nicht gar zu naturalistisch wären.

So hat denn auch auf diesem Gebiete der Zeitgeist seine zersetzende Kraft erprobt, er hat die Verhältnisse des bäuerlichen Dieners nicht nur äußerlich gefährdet, sondern innerlich gelockert, er hat Knecht und Magd abgelöst aus dem uralten

häuslichen Zusammenhange, in dem sie sich ehemals sicher und trotz bescheidener Stellung oft stolz und glücklich fühlten, und hat ihnen jenen Zug von individuellem Selbstgefühl gegeben, zu dessen Befriedigung doch die individuellen Mittel fehlen. Überall will auch hier die Persönlichkeit sich geltend machen; es genügt ihr nicht, als dienendes Glied in der großen Kette zu stehen, und darum ist es auch so schwer, ja fast unmöglich, sich mit aller Rücksicht, Freigebigkeit und Güte noch ein Gefühl persönlicher Ergebenheit zu sichern. Es giebt fast keinen Dank in diesen Kreisen mehr — man fühlt sich angehängt, nicht anhänglich. Im Wappen der englischen Thronfolger steht der hundertjährige Wahlspruch „Ich dien", der deutsche Bauernjunge hat zu viel Selbstgefühl, um dieses Wort zu ertragen.

Die Erschütterung, welche die bäuerlichen Dienstverhältnisse auf solche Weise erfahren haben, ist vielleicht der größte und schlimmste Erfolg, welchen der Zeitgeist bisher in der Landbevölkerung zuwege brachte, denn einer der ältesten und festesten Organismen ward dadurch getroffen.

Noch geringeren Widerstand boten seinem Einflusse naturgemäß von Anfang an die Handwerks-

verhältnisse dar, die auf dem Dorfe ja ohnedem stets stiefmütterlich vertreten waren. Die wenigen Gewerbe, welche früher dort Zulaß hatten, besaßen ein Monopol und arbeiteten schlecht; die neueren, die mit der Freigabe hinzukamen, schufen zwar einige Rivalität, aber sie erhöhten die allgemeine Leistungsfähigkeit nur wenig und blieben numerisch doch immer sehr gering. So ist der eigentliche Handwerker- und Arbeiterstand, der ja in großen Städten die soziale Bewegung trägt, auf dem Lande nur ein verschwindender Hebel für den Zeitgeist; tief geändert und zwar nicht zum besten wird freilich auch dieses Gebiet der Arbeit durch die sogenannten modernen Ideen.

Der Gewerbsmann auf dem Lande ist noch altmodisch und schwerfällig in allen Dingen mit Ausnahme der Rechnung; die geringe Konkurrenz und der Umstand, daß der Konkurrent es eben auch nicht anders macht, befähigt ihn, so ziemlich nach Belieben mit den Kunden zu verfahren. Noch mehr als in den Städten lassen sich hier halbausgelernte Leute nieder, die natürlich auch nur halbe Arbeit liefern; die Klage, daß es nichts zu thun giebt, ist auch draußen allgemein, aber was man

bestellt, wird niemals rechtzeitig fertig, und die Unsolidität unserer Erwerbsverhältnisse, bei der es häufig nur darauf ankommt, Geld zu verdienen, ohne daß man sich darum kümmert, was man dafür leistet, ist auch dort schon in bedenklichem Maße entwickelt. Ungescheut werden die Nahrungsmittel gefälscht, nicht hinter dem Rücken, sondern in Gegenwart der Kunden gießt die bäuerliche Milchfrau das entsprechende Wasser in den Kübel und der Butterhändler erklärt ganz offen, daß er dies Jahr schlechtere Ware geben werde, weil das Geschenk, das man ihm mitgebracht, ungenügend ausgefallen sei. In Tegernsee ist nur dann Sauerkraut zu bekommen, wenn mehrere Personen zufällig solches wünschen, denn wegen einer einzelnen ist es zu mühsam, den schweren Stein vom Fasse zu heben; die Köchin, die nach dem Preise von Eiern frägt, erhält die Antwort: „Kaufen S' eine? Wenn S' keine kaufen, na' brauchen S' es nit z'wissen, was s' kosten, na' geht's Ihne z'erst nix an.“ Einem Handwerker, der im Hause etwas auszubessern hatte, war über den Lohn hinaus ein Trinkgeld von drei Mark versprochen worden, damit er die Sache auch gewiß recht machen möge, er aber erwiderte:

„Was, nur drei Mark? — um dös kann ich's nit recht machen!" Welcher Abgrund thut sich auf hinter dieser offenherzigen Antwort, welches Streiflicht fällt damit auf unseren ländlichen Gewerbsbetrieb! Das populärste aller Gewerbe aber ist draußen leider das Wirtshaus und die brennendste Frage für die ganze ländliche Gewerbspolitik liegt gerade in der unverhältnismäßigen Vermehrung dieses Zweiges, in dem förmlich alle schlimmen Neigungen zusammentreffen. Der Hang bequem und ohne wirkliche Arbeit Geld zu machen, verlockt eine Menge kräftiger junger Leute, eine Wirtschaft zu begründen, und der neue Gründer, der nun in Hemdärmeln unter der Thüre steht, dünkt sich dann in der Regel noch um 100 Prozent erhaben über den Bauer, der vor seinen Augen auf dem Felde ackert; die vermehrte Gelegenheit schafft natürlich auch vermehrten Besuch, nicht soviel freilich, um den Unternehmer vor dem Bankerott zu schützen, aber doch genug, um so und soviel Müssiggänger gleichfalls zum Bankerott zu bringen. Früher gab es überall nur ein einziges stattliches Gasthaus im Orte; da war der Wirt noch in der That persona publica und hielt mit eigener Hand

gewaltige Hauspolizei, jetzt finden Landstreicher und halbgewachsene Bursche in Winkelkneipen willkommene Unterkunft, und wenn das Gespräch augenblicklich verstummt, sobald ein Unberufener in die Stube tritt, mag man daraus wohl folgern, was dort besprochen wird. Die vielgerühmte Sicherheit des Eigentums, die noch vor fünfzehn Jahren im bairischen Oberland jeden Verschluß entbehrlich machte, ist jedenfalls nicht das Endziel dieser Debatten.

Der Jackel steht vom Wirtstisch auf,
Dem kann dös Bier fein an!
„Jetzt," sagt er, „muaß i's halt probiern,
Ob i no' hoamgehn kann?

Und wenn i nimmer gehn kann, woaßt
(So hat er g'sagt), woaßt was?
No ja, na' kimm i wieder z'ruck,
Na' — trink' ma no' a Maß."

Der Posthalter jammert: i bin nit z'neiden —
Heuntz'tag, dös san scho' schlechte Zeiten!
Bringst oan a recht a G'fraaß[1] daher,
Ja schaug, dös frißt dir koaner mehr.
Is 's Bier verderbt, dös spannen s' g'schwind,
Bist grob, na' bleibst von anfang hint.[2]
Na' sollst no' sauber sein dabei,
Dös is ja do' a Sauerei!
Ja, so a Wirt is nit zum Neiden,
Heuntz'tag, dös san scho' schlechte Zeiten:
Und 's schlechtest is no' dös — jawohl!!
Daß aa no' alles guat sein soll!

Ich habe versucht Ihnen bisher zu zeigen, wie sich der Zeitgeist auf allen großen Gebieten des ländlichen Lebens geltend macht, wie er die Persönlichkeit des Bauers umgestaltet und seiner Arbeit ein anderes Gepräge gab, wie die Besitz- und Dienstverhältnisse davon berührt wurden, wie die gewerbliche Thätigkeit darunter litt, aber ebenso deutlich und scharf zeigt sich dieser Wandel im hundertfältigen kleinen Alltagsleben. Unverkenn-

[1] Recht schlechtes Essen.
[2] Bleibst du im Nachteil.

bar tritt allenthalben das Bestreben zu Tage, es den bürgerlichen Ständen und dem städtischen Elemente nachzumachen. Noch vor 15 Jahren wußte kein Mensch im bairischen Oberland etwas von Polka oder Schottisch und jetzt hört man dieselben auf jeder Kirchweihe spielen; welcher Bauer kannte damals die Photographie und nun läßt jeder Hüterjunge sich in seinem Sonntagsstaat „portographieren", wie der technische Ausdruck lautet; es ist natürlich nicht Kunstsinn, denn die Maler wissen gar wohl, wie mächtig sich der Bauer älterer Ordnung sträubte, wenn man ihn ja einmal ins Skizzenbuch „abschreiben" wollte; sondern es ist Mode, Selbstgefühl, es ist die Zeit. Daß dem in der That so ist, das zeigt der naive Ausspruch eines Bairischzeller Knechtes, der vor dem Bildnis einer Preiskuh kopfschüttelnd sprach: „Na na, dös is do' schandvoll, die Hoffart heutigstags, jetzt laßt sich's Viech aa noch photographieren."

In den bäuerlichen Haushalt sind natürlich durch die erleichterten Verkehrsmittel ebenfalls eine Reihe von Geräten und Gebrauchsartikeln hineingekommen, von welchen man vordem keine Ahnung

hatte; am populärsten von allen aber ist unleugbar das Petroleum geworden, das man jetzt fast in jeder Holzhauerhütte findet. Es ist dies um so merkwürdiger, wenn man die lange, mannigfache Opposition bedenkt, die sich hiegegen in städtischen Kreisen erhoben hatte.

Verhältnismäßig am wenigsten hat sich die Nahrung geändert, weit mehr ist dies mit Kleidung und Tracht der Fall; die Nahrung ist eben eine ganz interne Angelegenheit des Hauses, das Kleid aber wirkt nach außen und ist ein Stück Repräsentation. Hier zeigt sich indessen ein merkwürdiger Unterschied zwischen der Neuerungssucht der Männer und dem konservativen Geiste der Frauen; denn während die Tracht der Frauen fast unverändert dieselbe blieb, gehören Kniehosen und Wadenstrumpf schon zu den Seltenheiten. Es meinte zwar ein schalkhafter Bauer, als man beim Wirt von Gmund die Ursachen dieses Rückganges besprach, es gebe deshalb keine Wadelstrümpfe mehr, „weil s' keine Wadeln nimmer haben," allein der wahre Grund liegt auch hier ein wenig tiefer, er liegt in dem unaufhaltsamen Drang zur Nachahmung, zur Nivellierung. Fast allenthalben herrscht jetzt das lange

Beinkleid; auch die Joppe, die übrigens nicht bairischen, sondern tirolischen Ursprungs ist und die vor 60 Jahren noch kein Mensch im bairischen Hochland trug, weicht bereits vielfach dem dunklen Wamms, am sichersten aber ist der Wechsel der Mode aus dem Hute zu erkennen und der Hut bedeutet nicht selten den Kopf.

Ganz fundamentalen Einfluß hat übrigens die Zeit auch auf den Kreis der volkstümlichen Vergnügungen und Zusammenkünfte geübt. Hier wird vor allem das politische Element recht merkbar, wenn wir es so nennen wollen, das Interesse, die neugierige Teilnahme an dem, was draußen in der Welt geschieht; hier, wo er unter den Leuten und im öffentlichen Verkehr steht, fühlt sich der Bauer doppelt als einen Mann, der „auch dazu gehört.“ Und hier zeigen sich auch manche förderliche und originelle Seiten.

Bei einem Kirchgang im Neuhaus stichelte ein Tiroler auf die Baiern, da erhob sich jählings ein Bursche von Ellbach und rief mit dröhnender Stimme: „Tirolerspitzbub, red nit alleweil bloß von die Boarn, du muaßt schon wissen, daß d' mit an Deutschen redtst!“ Und dann hielt er ihm vor,

wie er es wagen könne, über die Grenze ins Ausland zu kommen, dort Arbeit zu suchen und gleichwohl über unsere Zustände zu schmähen. „I han dös guat Herz nit, daß i dös leid', wenn a fremder Mensch in a fremds Land kimmt und sich so krauti' macht: der muaß ganz staad thoa, hast mi' verstanden?“ Der Tiroler knirschte mit den Zähnen und meinte, so stolz brauchten die Baiern wohl auch nicht zu sein, die würden wohl auch gelegentlich um Arbeit ins Ausland reisen — aber wie ein Pfeil schnellte der andere empor und donnerte dem Tiroler entgegen: „Jawohl — anno 1870, wennst da nit g'schlafen hast, da san mir Boarn ins Ausland g'roast, und frag nur d' Franzosen, was mir g'arbeit ham.“

Bei einem Maskenzuge, der im vorigen März zu Reichersbeuern gehalten ward, wurde statt einer goldenen oder silbernen eine „nickelne Hochzeit“ dargestellt, voll von witzigen Anspielungen auf die moderne Zeit, in einem anderen Dorfe gab man die „orientalische Frage“ mit acht oder zehn Tableaux, worunter eines betitelt war „Rauferei sämtlicher Großmächte.“ Für den Abend war angekündigt „Raçenball“.

Diesem kosmopolitischen Trouble, dieser Teilnahme an dem, was draußen in der Welt geschieht, fällt freilich auch immer mehr von der eigenen heimischen Sitte zum Opfer, selbst die Sprache, die am längsten feststeht, zeigt bereits die leisen Spuren dieser Umgestaltung.

Denn je mehr der Kreis der Gedanken, der Begriffe sich gegen die bürgerliche Sphäre hin erweitert, in demselben Maß wird auch die harte Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der dialektischen Formen abgeschwächt und der allgemeinen Sprechweise genähert. Ein Beispiel mag Sie darüber belehren. Früher sagte man allgemein und ausschließlich „gehn ma auffi“, jetzt hört man hundertemale „gehn ma 'nauf“, es ist die handgreifliche Annäherung an das hochdeutsche „hinauf“ und man kann schon jetzt nicht mehr behaupten, daß der Gebrauch dieser letzteren abgeschwächten Form eine dialektisch unrichtige wäre. Vor zwanzig Jahren wußte kein oberbairischer Bauer, und wenn es seinen Kopf gegolten hätte, was eine „Thatsache“ ist, und jetzt führt jeder Knecht die Beteuerungsformel im Munde: „Thatsach', Thatsach'“.

So kommen mit den Worten die Gedanken herein und mit den Gedanken der Geist einer neuen Zeit.

Der eigentliche Träger der Neuzeit aber ist das Kind; die heranwachsende Generation und der Familiengeist, in welchem sie erzogen wird, diese gleichsam innerste Seite des bäuerlichen Lebens, müssen wir nun noch in Kürze betrachten und sie giebt uns wohl auch die beste Gelegenheit, zu zeigen, wie es um Moral und Religion, wie es überhaupt mit dem Begriffe der Autorität beschaffen ist. Denn für alle Autorität ist doch die Familie die erste Verkörperung und der letzte Ausgangspunkt.

Es wäre thöricht zu glauben, daß in einer Zeit, die an alles Hand legt, gerade dieses Gebiet unberührt bleiben sollte; von ihnen allen, zu denen der Zeitgeist mit schmeichelnder Stimme spricht, ist ja das Herz des Kindes am offensten, sein Auge ist am schärfsten, seine Wißbegier am wachsten. Die vegetative Ungestörtheit, in welcher das Kind auf dem Lande bisher heranwuchs, auch sie ist durchbrochen, ja sie ist geradezu unvereinbar mit den Ansprüchen, die der Staat selber heutzu-

tage an den schlichtesten Bauernburschen stellt. Er muß ordentlich lesen und schreiben können, wenn er als Rekrut in die Kaserne oder später als Geschworener zu Gericht kommt, auch er muß lernen und zwar in guter Schule. Der Fortschritt, der in dieser Beziehung auf dem Lande seit 30 Jahren gemacht ward, ist verblüffend, die meisten kommen unleugbar mit Freuden zur Schule „All's wollen s' wissen jetzt, die Fratzen, bis zum Kaiser Karl“, sprach ein altes Mütterlein beklommen. Aber dem Lichte folgt auch hier der Schatten, der Schwerpunkt liegt auch hier wie allerorten in der Erziehung des Verstandes, nicht des Herzens, man braucht ja leider mehr Verstand als Herz im heutigen Leben. So zeigt sich selbst in der bäuerlichen Erziehung schon eine Art von einseitiger Entwicklung, das frühreife Kind war ehedem ein Monopol der Städte, jetzt ist der Begriff, wenn auch in abgeschwächter Form, selbst auf das Land gedrungen; auch dort reift und altert man schon zu schnelle. Als ich vor kurzem einem Trupp von acht- bis neunjährigen Knaben begegnete und frug, warum denn heute keine Schule sei, erwiderte der kleinste dreist: „Weil ma's ausg'macht habn“.

Man wird erwidern: hier muß das Gegengewicht eben in der Familie, in der häuslichen Erziehung liegen — wenn nur noch die Familie jene innere Macht über ihre Angehörigen besäße, die sie einst besaß. Aber von jener gewaltigen Zucht, von jener Kraft des Gehorchens und jener Selbstverleugnung der Eltern, wie man sie z. B. zur Zeit der Freiheitskriege und lange nachher noch festhielt, ist heute kaum mehr der Schatten da. „I hab fünfundzwanz'g Jahr kei Wirtshaus g'sehgn und kein Tropfen Bier, aber neun Buben hab i aufzogn, wo einer braver als der ander is" — sprach ein achtzigjähriger Mann vom Hagrain zu mir — heute, beim ersten häuslichen Verdruß geht der Mann von dannen und vertrinkt seinen Groll. Nur selten wird der Arbeit der Kinder so wachsam nachgesehen, daß diese sich auch im Gewissen gemahnt fühlten; der Achtziger, mit dem ich aus der Kaiserklause nach Hause ging, blieb an der Wegscheid stehen und sprach: „B'hüt Gott, jetzt muß i noch a Stund da in den Holzschlag 'nauf, da droben arbeiten drei von meine Buabn; die möcht' i hoamsuachen dort und schaug'n, ob s'

ihr Sach ordentli' machent. Vor 62 Jahr hab i selber da droben g'scheitert."

Und ebenso ist es bei den Mädchen mit der Wachsamkeit der Mutter; oft hat mir die alte Dürnbachbäuerin erzählt, daß sie gar niemals das Gefühl gehabt, als ob ihre Mutter jemals schlafe, als ob irgend etwas ihr entgehen könne, „mir Kinder haben allweil g'moant, die is Tag und Nacht auf." Wie schläfrig ist daneben die heutige Kinderzucht — wie eingeschlafen ist aber auch das Bewußtsein dessen, der über aller Zucht als gebietende Macht steht, das Bewußtsein Gottes, und hier hat in der That die Kirche selbst manch schweren Mißgriff begangen. Sie übersah, daß man die religiöse Polemik, wie sie in den letzten Jahren überhand nahm, auf Kosten des religiösen Gefühls betreibt und daß man die weltliche Autorität nicht angreifen kann, ohne zuletzt die eigene geistliche Autorität zu schädigen. Denn alles, was an Gehorsam, an Ergebenheit, an Autoritätsglauben gegen eine einzelne Obrigkeit hinweggestritten wird, das geht dem ganzen Menschen verloren — und in der That liegen die Dinge auf dem Lande so, daß sich die weltlichen und

geistlichen Behörden bereits in gleicher Weise über den Rückgang ihres Ansehens beklagen. Der Leitnerbauer von Point las als Vorbereitung zum Tode die Schriften Ernst Renans; wie war der Mann auf das seltsame Buch gekommen? Durch eine fulminante Predigt, in der der Pfarrer wider dasselbe gelästert hatte; nun erst wollte der neugierige Alte sehen, ob es denn wirklich so arg sei, und fand, daß derselbe viel gescheider sei, als der Pfarrer des Dorfes.

Der Beamte aber ist schon äußerlich in zu kärglicher Stellung, um zu imponieren, und gar nicht selten gilt der Büttel mehr als der Richter. „Gel' Herr Landrichter (sprach ein Bauer aus der Gegend von Wofratshausen) legen S' fei a guts Wörtel für mich beim G'richtsdiener ein, daß i dös schuldige Sach nit z'zahlen brauch." Zwei Angeklagte, die wegen Raufhandels vorgeladen waren, stürzten sofort, als sie einander ansichtig wurden, in Gegenwart des Richters auf einander los, um ihre Prügelscene fortzusetzen; ein dritter aus der Nähe von Wasserburg schoß im Sitzungssaale ein Terzerol ab und erwiderte auf die Frage, warum er geschossen habe, ganz ruhig: „Damit daß's

schnallt, damit's a bißel lusti werd." Solche Spuren der Verwilderung, solche Mißachtung seiner Autorität erlebt der Beamte mit eigenen Augen; ist eine seiner Entschließungen unbequem, so kann man rasch das Wörtlein hören: „Wart nur, den bring i scho' in d' Zeitung."

Das alles sind Beispiele, die uns die wirkliche Lage beredter klar machen, als alle gelehrten Reflexionen; fassen wir aber die Sache tiefer, dann müssen wir uns gestehen: nur im Leben des einzelnen giebt es Ungerechtigkeiten, die historische Entwicklung eines Volksstammes ist immer gerecht. Sie kennt keine Wirkung ohne Ursache; auch hier ernten wir nur die Früchte eigener Schuld. Seit Jahrhunderten stand der Beamte eigentlich dem Leben des Volkes fremd gegenüber, statt mitten drinnen, und der Priester war mehr bedacht, die Willfährigkeit der Leute als ihr Gemüt heranzuziehen. Jetzt erst, in den Zeiten erwachenden Selbstgefühls kommt es dem Volke zum Bewußtsein, was die alte angestammte Autorität ihm schuldig blieb, nun fängt es selbst das Schuldigbleiben an, ein Zug der Entfremdung regt sich und eine neue Macht sucht Herr zu werden über die Gemüter — der Zeitgeist.

Am Landg'richt, da steht oaner drunt,
„So — (sag'n s') bist da, Du Vagabund!"
Der Landrichter, der setzt glei' auf
Die Augenbrill'n — und macht a G'schnauf,
Schaugt fuchswild auf den alten Mo',
„Du hast ja bettelt!" fahrt er'n o'.

„„I hab nit bettelt,"" sagt der oa,
„„Dös is nit wahr, i bin ja koa — —"
„Bist staad, Du Luder!" fahrt er'n o',
„Ja freili' bist a Bettelmo',
Was denn? — Hast auf der Woaden[1] grast?
Was hast denn than, wennst nit bettelt hast?
Da braucht's koa lange Überlegung —
G'richtsschreiber, schreiben S': „In Erwägung,
Daß der besagte ....
Angeklagte ....
Gebettelt hat ....
Gebettelt hat ....
Und dieser That ....
Auch geständig is ...."

„„I han nit bettelt, aber g'wiß!""
„Bist staad, Du Luder! Da schaugts her,

[1] Weide.

Jetzt möcht er aa no' laugnen, der!
G'richtsschreiber, schreib'n S': (mach koa so G'friß!)
Und dieser That auch geständig is,
Erhält derselbe drei Tag Arrest.
Dös is für so an Kerl dös Best!
Schreib'n S' die bekannten Paragraffen,
Den Spitzbuabn woll'n ma da scho' straffen."

„„I hab nit bettelt — g'wiß is's wahr!""
„Bist staad, Du Luder! — Was nit gar!
Jetzt schaugts mir nur den Kerl an,
Jetzt fangt der aa no' 's Laugnen an,
Da hört si' ja do' alles auf.
G'richtsdiener — machen S', führ'n S' ihn nauf!"

Der alte Verwalter von Kammerloh
Der sagt: mit der Geldsach da is's a so,
Z'erscht kimm i,
Höllsakradi!
Und na kimm wieder i,
Und nachher kimm nomal i,
Höllsakradi!
Und nachher kimmt lang nix — —

Und ob nachher no' oaner kimmt und b'steht,[1]
Dös woaß i no' net.

Und nun zum Schlusse und zu der Frage: Ist die Zukunft schutzlos dieser Entwicklung preisgegeben? giebt es keine Macht, die derjenigen, die wir hier walten sahen, gewachsen wäre? Wir wollen es hoffen.

Jede Entwicklung und wäre sie noch so gewaltig, ist etwas Wandelbares, ist nur ein Durchgangspunkt, aber noch wohnen in der Menschenbrust Kräfte, die unwandelbar und unverwüstlich sind, und diese müssen hier helfen. Es giebt ewige Mächte über den Mächten der Zeit! Keine historische Epoche und hätte sie noch so wild gestürmt, hat das vernichten können, was wir Pflichtgefühl nennen, keine Revolution hat noch den Wert der Ehrlichkeit entwertet, wenn sie ihn auch zu Zeiten herabgedrückt; keine hat es zu hindern vermocht, daß nach der Schrankenlosigkeit ein Bedürfnis freiwilliger Beschränkung kam, und nach den Tagen zügelloser Erregtheit eine ernste innere Einkehr.

Dies Gesetz wird auch an unseren Tagen seine

[1] Und etwas bekömmt.

Gültigkeit bewähren; wir aber dürfen die Hände nicht müßig in den Schoß legen, denn vollziehen müssen wir es selber! Die Idylle der früheren Zustände, wenn man sie überhaupt so nennen will, ist freilich für immer dahin, die stumme Resignation ist fort, mit welcher der gemeine Mann vor Zeiten die Last seines Lebens trug, aber an ihre Stelle wird ein bewußtes klares Gefühl treten, daß man zuerst da ist, um seine Pflicht zu thun, und dann erst, um das Leben zu genießen.

Der Ursprung dessen, was man heutzutage die soziale Frage nennt, kam vom Lande, so paradox dies klingen mag; er kam daher, daß eine Unzahl von Kräften sich von der ländlichen Arbeit hinweg nach den Städten zog, wo das Angebot sich bis zur Übervölkerung und die Ansprüche der unteren Klassen sich bis zur unerträglichen Genußsucht steigerten. Unsere gefährliche Halbbildung that das übrige. Vom Lande her muß auch die Heilung kommen — dort müssen vor allem wieder gesunde Lebens- und normale Arbeitsverhältnisse geschaffen werden; die Landbevölkerung muß mehr als je das natürliche Gegengewicht wider jene Ausschreitungen

bilden, womit man in den großen Städten die bürgerliche Gesellschaft erschüttert.

Dazu muß jeder an seinem Teile mithelfen, am meisten aber wird der gesunde Sinn des Volkes selber helfen, dessen letzter Kern doch gut und unverdorben ist, das kann ich Ihnen verbürgen. Er hat die jahrhundertelange Drangsal überwunden und wird auch die Drangsal dieses Jahrzehnts bestehen, er ist durch das Übermaß des Druckes nicht zerstört worden und wird wohl auch das Übermaß der Freiheit, wie er es momentan besitzt, ungefährdet ertragen.

Der Bauer hat zum Glück keinen Sinn für das Anormale, für so verschrobene Verhältnisse, wie sie gegenwärtig selbst auf der ländlichen Gesellschaft lasten, er hat ein unleugbares Bedürfnis für das Gesunde, das Natürliche.

Derjenige, der tiefer in das Leben dieses Volkes hineinblickt, wird Anzeichen genug entdecken, daß der gute Grund nur verschüttet, nicht zerstört ist. Ich sah mit eigenen Augen einen jungen Holzknecht, der vor der Thüre seines ärmlichen Hauses die schweren Nagelschuhe auszog, damit der Schlaf seines Kindes nicht gestört werde; eine alte Bauers-

frau, die ein fremdes Kind mit unsäglicher Mühe und Liebe großzog und der ich darüber eine Anerkennung aussprechen wollte, erwiderte ruhig, daß sich das doch von selbst verstehe — „denn schaug'n S', was hätt' denn so a Kind, wenn's d' Lieb nit hätt'."

Wo solche Züge möglich sind, da ist der Familiensinn nicht verloren gegangen, trotz allen Übermutes, womit Bursche und Mädchen verkehren.

Auch das wildeste Kraftgefühl kann das Rechtsgefühl nicht völlig erdrücken. Ich sah auf dem Tanzplatz in Gmund einen gefürchteten Raufbold stehen, der wehrlos die Arme vor seinem halberwachsenen Angreifer sinken ließ, mit den Worten: „Jetzt is vorbei mit meiner ganzen Kraft, i g'spür's bis in die Finger 'nein, daß i im Unrecht bin". An einem benachbarten Tische ward gestritten über die Last des Dienens und der Soldat, der Jäger, der Fuhrmann — jeder meinte, daß es wohl keinen schlimmeren Herren gäbe, als den seinen. Da sprach ein alter Bauer gelassen: „Und der schlechteste von allen Herren is doch der eigne Herr."

Und so sehr auch leider der positive Glaube geschwunden ist, eine Art von religiösem Zartge-

fühl ist doch noch übrig, das sich in entscheidender Stunde oft unbewußt regt. Ich werde nie den Eindruck vergessen, als ein müder trauriger Mensch von dem Wallfahrtsorte Birkenstein in die lärmende Wirtsstube zu Neuhaus trat und einer der übermütigsten Burschen ihm entgegenrief: „Was is's? war d' Mutter Gottes nit dahoam?“ Eine lautlose Stille entstand, keiner wies mit derben Worten den Frevler zurück, sondern seine Strafe war die, daß er im allgemeinen Schweigen die tiefe Beschämung erfuhr, die ihm gebührte. Feuerrot ging der Spötter von dannen — und dann ging das Gespräch ruhig seinen Gang — wir aber fragen, in welchem städtischen Lokale wohl eine Taktlosigkeit in so taktvoller Weise gerügt worden wäre? Das eben ist der Unterschied von Stadt und Land: so ausgelassen auch der Hang zu derben Scherzen ist, so findet sich doch fast niemals dort wirkliche Frivolität. Ein andermal wohnte ich einem Gespräche bei, wo von den zahlreichen Selbstmorden die Rede war, die man früher im bairischen Hochland so gut wie gar nicht gekannt hatte; jeder gab eine andere Meinung ab, bis ein alter Bauer seine Begründung in den folgenden schweren Worten

zusammenfaßte: „Sie meinen halt, sie hab'n kei' Seel'."

Das ist der wahre und letzte Ausgangspunkt jeder besseren Zukunft, die Seele des Volkes, nicht etwa bloß im kirchlichen, auch im menschlichen und kulturgeschichtlichen Sinne, muß wieder wachgerufen und geläutert werden, und an dieser Seele des Volkes wollen wir nicht irre werden, trotz aller Fehler und Schäden, die sie heute verdunkeln.

Der Fond von Geistes- und Gemütskraft, der sich in einem gesunden Volkstum während eines Jahrtausends angesammelt, er ist in der That ein unerschöpfliches Kapital, das wohl eine starke vorübergehende Inanspruchnahme ertragen kann, ohne deshalb zum Bankerott zu führen.

Aber der Mitarbeit an diesem großen Ziele, das kann ich nur aufs dringendste wiederholen, möge sich keiner entziehen, wie eng auch sein Wirkungskreis gemessen sei, denken Sie niemals, daß es gleichgültig ist, wie sich das Volk entwickelt, denn wir alle sind das Volk!

V.

Alter und neuer Verkehr im bairischen Hochland.

Es ist ein sternheller Herbstabend und sausend fliegt der Zug über die welligen Fluren des bairischen Vorlands. Wir saßen schweigend in den roten Kissen; der eine der Herren war in Feuillets neues Buch vertieft „La veuve“, der andere hatte die Kölnische Zeitung wie eine große papierne Reisedecke vor sich ausgebreitet, und der dritte fror und schob mißmutig den Regulator von Kalt auf Warm.

„Ich hoffe daß die Zimmer im Hotel geheizt sind,“ sprach er kurz, während er die kleine Cigarette in Brand setzte. „Gewiß, Excellenz“, erwiderte der zweite, „wir haben ja vor der Abfahrt noch telegraphiert.“

Da rief der Schaffner mit lauter Stimme: „Station So und So; 5 Minuten Aufenthalt!“ — Und hart an der Eisenbahn stand mit verschlafenen Pferden, welche die Ohren hingen, der alte, gelbe Stellwagen, eine wahre Arche Noah auf Rädern, wenn auch die Paare, die darinnen saßen, kaum wert schienen, mit so abnormen Mitteln der Zukunft erhalten zu werden. Nach reichlich zehn Minuten geriet das schwanke Fahrzeug in Bewegung; langsam ging es dahin durch das weitgestreckte Dorf, wo nur noch an einzelnen Fenstern ein Licht glänzt. Vor dem letzten Hause wird ein Brotsack abgeladen, dann knallt der Kutscher noch einmal mit der Peitsche, um bei den Pferden zu konstatieren, daß er da ist, und legt sich schlafen in die Ecke. Drinnen aber, im dunklen Pferch des Wagens, sitzt der Herr Bräumeister mit seinem riesigen Profil und die Frau Wirtin mit einem geheimnisvollen Korbe, zwei Bauern, die die hintere Ecke haben, wispern geschäftig miteinander, und ein dritter, dem der Hut vornüberfällt, schnarcht bereits in gewaltigen Zügen.

Was ich Ihnen hier erzähle, klingt wie ein Scherz und doch ist es die nackte Wirklichkeit, wie

ich sie vor acht Tagen erlebte, aber die Wirklichkeit wird hier zugleich Symbol, denn die Bahnstation da zeigt uns gewissermaßen hart nebeneinander den ganzen Gegensatz, um den es sich handelt, das ist in einem einzigen Bilde der Wechsel von altem und neuem Verkehr.

Und dennoch: über dem alten Verkehr, den ich Ihnen hier schildern soll, steht noch ein älterer, welchen wir heutzutage fast vergessen haben. Denn sicherlich lebt bei vielen die Meinung, daß unser bairisches Hochland, welches bis in die letzten Generationen so abgeschieden war, in den früheren Jahrhunderten vollends eine wilde Einsamkeit gewesen sei, wo eigentlich nur der rauschende Wind über die Thäler dahinzog und wo die Sonne herabsah auf ein Volkstum voll rauhester, elementarer Kraft. Gleichwohl ist diese Vorstellung vollkommen irrig, denn gerade unser bairisches Hochland zeigt uns schon im frühen Mittelalter eine Ära kulturgeschichtlicher Blüte, lebendigen und geistigen Verkehrs, die geradezu mitbestimmend wird für die Physiognomie der älteren bairischen Geschichte.

Gehen wir von dieser Thatsache aus, dann gliedert sich der Stoff, den ich hier vor Ihnen

behandeln möchte, von selbst in drei große Gruppen. Es steht zuerst jenes farbige Geschichtsbild vor uns aus der Blütezeit des alten Reiches, wo der Weltverkehr zwischen Deutschland und dem Orient durch unsere Berge ging, wo die zahlreichen Klöster des bairischen Hochlands die Mittelpunkte geistigen Lebens waren, wo Kaiser und Fürsten monatelang in diesen Gauen Hof hielten, jagten und gasteten.

Mit dem XVII. Jahrhundert aber verblassen mehr und mehr diese Farben; bald spüren wir auch hier jene tiefe Verkümmerung, welche der dreißigjährige Krieg über alles deutsche Wesen brachte, und zuletzt die ganze Isolierung, welche zwei Jahrhunderte lang das Programm der bairischen Geschichte zu sein schien. Der Zustand, der damit geschaffen wurde, das Ergebnis dieser langen inneren und äußeren Abgeschiedenheit, reicht herein bis in die vorige Generation, bis in die Zeit unserer eigenen Väter, und so steht denn als zweites Bild ein ländliches Idyll vor uns, das von der Welt nichts weiß und nichts will.

Dann aber bricht mit einmal seit den sechziger Jahren die neue Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt in dies felsumschlossene Gebiet.

Element gegen Element vollzieht sich auch hier der Kampf und der Ausgleich, eine Flut von neuen Ideen und Thatsachen dringt plötzlich in dies stille Leben und ein Fremdenstrom, der nach Tausenden zählt, ergießt sich über das träumerische Idyll. Wie ein geheimes Fluidum, dessen man sich nicht mehr erwehren kann, geht es durch Land und Leute und das ist die dritte Epoche, das buntbewegte, rastlos sich wandelnde Bild des neuen Verkehrs.

Gestatten Sie mir nun, daß ich mich zum einzelnen wende.

Was die historische Zeit betrifft und die Bedeutung, welche das bairische Hochland damals für den geistigen und kommerziellen Verkehr besaß, so liegen die Gründe hiefür schon in dem wenigen ausgesprochen, was ich mir vorhin anzuführen erlaubte. Sie liegen darin, daß eben jene großen Faktoren, welche damals die Träger aller Lebensblüte waren, im bairischen Hochland besonders ergiebig vertreten und lokalisiert erscheinen. Ich kann ja nicht ins Detail gehen (denn das wäre der überreiche Stoff eines eigenen Vortrags), aber wenn ich Ihnen auch nur die Namen Tegernsee, Benediktbeuren oder Chiemsee nenne, so wissen Sie, daß

Sie damit ebensoviele Pflegestätten eines hochgeistigen Lebens haben. Und nenne ich die Namen Hohenschwangau, Hohenwaldeck, Hohenaschau, so haben Sie ebensoviele Sitze alter mächtiger Geschlechter, die ihre Beziehungen und ihren Einfluß über weite Territorien erstreckten.

Der dritte mächtige Stand aber, der neben dem Adel und dem Klerus die Kultur des Mittelalters trug — ich meine das Bürgertum der freien Städte — hatte zwar keine direkten Positionen im bairischen Hochland, aber gleichwohl griff es in den Verkehr desselben am entscheidendsten ein, weil sein ganzer Handel auf dessen Wegen ging. Und alle diese Elemente regten sich in rastloser Rührigkeit, mit einem schöpferischen Zug in der Seele und mit reichen Mitteln in der Hand.

An das Thor von Tegernsee pochte Walther von der Vogelweide, auch Frauenlob zog durch unsre bairischen Berge, wie dies erst in den letzten Wochen aus tirolischen Rechnungsbüchern festgestellt worden ist. Die leuchtenden Carmina burana, das Schönste, was fahrende Schüler gesungen haben, sind daheim am Fuße der Benediktenwand.

Aber nicht nur zu dichten und zu genießen, auch zu schaffen verstanden diese Menschen; auf allen Gebieten, wo wir hinblicken, finden wir eine kräftige Betriebsamkeit, die nicht den Zufall schalten läßt, sondern das Gesetz zu erforschen und den Vorteil zu wahren strebt. So wurde Agrikultur, Gewerbe und Handel betrieben und es ist gänzlich irrig, wenn wir uns etwa die Zustände jener Zeit vollkommen primitiv denken. In den gewaltigen Salzwerken des Berchtesgadener Landes z. B. war eine Industrie entwickelt, welche jährlich Hunderttausende von Zentnern ergab, jedes zehnte Schiff, das im XVI. Jahrhundert durch Passau fuhr, war mit Schellenberger Salz beladen. Und der Bergbau in Schwaz, der zwar nicht auf bairischem Boden lag, aber dessen Betrieb doch aufs engste mit bairischen Interessen verknüpft war, ergab in 137 Jahren 19,586 Zentner Silber und über eine Million Zentner an Kupfer. Tausende von Knappen waren dabei beschäftigt, die Fugger allein, welche die Hauptbeteiligten waren, hatten eine Zeitlang eine Jahresrente von 200,000 Gulden aus diesem Besitze. Wie der ganze Reichtum entdeckt wurde, ist Ihnen vielleicht bekannt; es war im Jahre 1409,

wo ein wilder Stier mit seinem Horn den Bergrasen aufriß und dabei eine mächtige Silberader bloßlegte.

Auch der Stand der Fischzucht z. B., um nur eine beliebige Einzelheit hervorzuheben, zeigt uns die hohe Stufe der damaligen Kultur und ihres Verkehres. Es wurden eigene Zuchtstuben, sogenannte Ichthionotrophien, gehalten und schon im XV. Jahrhundert bevölkerte man diesen und jenen Bergsee mit neuen Arten. So ist uns ein ausführlicher Bericht erhalten, wie die Renken aus dem Kochelsee in den Walchensee verbracht wurden, mittelst großer Fässer, die ganz mit Seerosenblättern austapeziert waren; König Sigmund ließ sich gelegentlich eine Mahlzeit davon per Staffete nach Preßburg bringen.

Der große Handelsweg aber lag im westlichen Teil unseres Hochlandes und ging über Mittenwald und Partenkirchen nach Tirol. Schon seit Römerzeiten war die dortige Hochstraße ein Stück des Heerweges von Augsburg nach Verona gewesen und diese Bedeutung ist ihr auch durchs ganze Mittelalter verblieben. Der Knotenpunkt derselben war, wie erwähnt, Mittenwald, die alte media silva,

die dicht vor den Gebirgspässen lag und wo uns schon frühzeitig eine merkwürdige Organisation des Verkehrs begegnet. Wer so viel mit Fremden zu thun hat, der muß vor allem des Lesens und Schreibens kundig sein, und so hatte denn schon im XII. und XIII. Jahrhundert der Markt seine eigenen Schulmeister. Die Verfrachtung der Kaufmannsgüter war ein Monopol, welches der Innung der dortigen Fuhrleute, der sogenannten „Rott" zustand, und da die Straße für den Verkehr fast nicht mehr ausreichte, so wurde 1407 auch noch eine Rottfuhr auf der Isar errichtet. Jeder der Beteiligten mußte zwei Flöße an der Lände liegen haben, die von „bestätigten Fergen" geführt und jährlich zweimal revidiert wurden; für die Kaufmannsgüter selbst aber war ein großes Magazin am Wasser errichtet, das seinen eigenen Hüter hatte.

Dort lagen die Schätze, die aus Italien und der Levante kamen, große Säcke mit Gewürz und Seide, mit Südfrüchten und Sandelholz, vor allem aber zahllose Fässer mit Öl und Wein. Nach Süden dagegen ging Achener, Kölner und Speyrer Tuch, Weißblech, Wildfelle und Eisen. Ergaben

sich Streitigkeiten in Bezug auf Fuhr und Fertigung der Kaufmannschaft, so entschied hierüber ein Gericht von 12 Schöffen, das schon im XV. Jahrhundert durch den Bischof von Freising (den Landesherrn der Gegend) eingesetzt worden war.

Seinen Höhepunkt aber erreichte der riesige Verkehr des Ortes erst, als der große Bozener Markt, auf welchem die deutschen und italienischen Kaufleute abrechneten, plötzlich nach Mittenwald verlegt wurde. Es war dies im Jahre 1487 und ein Streit, bei welchem Erzherzog Siegmund 130 venezianische Kaufleute ins Gefängnis hatte werfen lassen, gab den nächsten Anstoß hiezu; ein wahrhaft internationales Leben entwickelte sich nun in dem kleinen, felsüberragten Bergdorf, ja wer möchte es glauben, daß der Ort sogar seinen Ghetto hatte!

Schon im XV. Jahrhundert war eine eigne Judengasse in Mittenwald angelegt worden, wie uns Baader erzählt, wohl ein Unikum in der Kulturgeschichte unseres bairischen Hochlands. Rastlos und farbenhell wogte so dies Treiben, lange Reihen von Saumpferden und Wagen standen längs der braunen Häuser, an der Lände lehnten die Fergen im Lodengewand, mit der Feder am Hut, und hoch

darüber stand das graue Karwendelgebirg mit seinen grünen Schluchten und Wäldern.

Das war der alte Verkehr im bairischen Hochland, aber aus dem gewaltigen Geschichtsbild kommen wir nun unvermerkt immer mehr ins schweigende Idyll. Eine Epoche weltvergessener Stille kommt jetzt für Jahrhunderte über dies schöne Land; ab und zu blitzt wohl noch in erregter Zeit ein Zusammenhang dieses abgeschiedenen Volkstums mit den großen Strömungen der Zeitgeschichte auf — im 30jährigen Krieg, im Jahre 1705 und 1809 — aber dann ging die lange Jahresreihe wieder dahin in lautloser Ruhe.

Und alles gab dieser Ruhe Nahrung und Recht. Denn wer die Kulturgeschichte Baierns während der letzten zwei Jahrhunderte kennt, der weiß, wie dieselbe förmlich auf eine Isolierung des Volksstammes abzielte, und wer den Charakter dieses Volks kennt, der weiß es, wie der letztere mit seiner schroffen geschlossenen Individualität dieser Isolierung entgegen kam. Das übrige aber, was nicht die Menschen thaten, that die Natur mit ihren Felsen und Forsten, die wie eine trotzige Mauer die eigene Welt von der Welt des großen Verkehres trennten.

Und dieser Zug weltfremder Einsamkeit reicht herein bis in die Mitte unseres eigenen Jahrhunderts, auch die kurze liberalisierende Ära Montgelas, wo man förmlich mit dem Humanismus und mit kosmopolitischen Ideen kokettierte, konnte nichts daran ändern. In ungestörter Stille ging dies Leben weiter und weder die Ereignisse, noch fremde Menschen drängten es aus seinem stetigen Geleise; ja es gab damals überhaupt noch so gut wie gar keine Fremden; ist es doch bekannt, wie in den 20ger Jahren die Künstler das „Gebirg" gewissermaßen erst von neuem entdeckten. Damals waren jene Bilder, wie sie Peter Heß, Klein und Bürkel gemalt, noch eine Wirklichkeit und durch alle Lebensverhältnisse ging ein primitiver Zug, den wir heute gar nicht mehr fassen und vielleicht auch nicht mehr ertragen könnten.

Die ganze Straße von Tegernsee lief damals hart am Wasser hin und war begrenzt mit Vergißmeinnicht, und wenn es dem See einmal gefiel, sie für 8 Tage zu überspülen, so hatte die Behörde gegen dieses Vorhaben nichts Weiteres einzuwenden. Der Pfarrer und der Landrichter teilten sich in die oberste Gewalt und nach ihnen kam der Wirt.

Dieser aber krankte noch nicht an solch wandelbaren Begriffen, wie es eine Speisekarte ist, denn unerschütterlich fest stand das Menu dieser alten Firmen. Ein Federbett, in dem wir heute ersticken würden, galt damals als ein Paradies für müde Glieder; wer fahren wollte, setzte sich auf den Floß oder auf einen Leiterwagen, wenn nicht gerade der Stellwagen ging (zweimal die Woche); uns würde es wohl die Seele aus dem Leibe stoßen, aber auch die Seelen, wie so manches andere, saßen damals noch viel fester.

Mit einer neidenswerten Verspätung, die der Gemütsruhe niemals zu nahe trat, kamen alle Nachrichten aus der Stadt; das mörderische Wort der „Kurse“ war noch unbekannt und der Kronenthaler besaß noch seine ganze wuchtige Autorität. Die Briefe, die etwa einliefen, und das kleine Oktavblatt, das man Zeitung nannte, trug die Bötin über Land; war's allzuheißes Wetter oder weit hinauf, dann gab sie es wohl auch dem nächsten besten Buben, daß er es im Vorübergehen an dem betreffenden Hause ablege. Unglaubliche Dinge kamen dabei zu Tage. So ist es eine Thatsache, daß ein kleiner hemdärmeliger Bauernbursch meinem

Vater einen Geldbrief mit einer beträchtlichen Summe überbrachte, die der König von Hannover für ein Bild gesandt, und die dieser Vorläufer Stephans ganz ruhig drei Tage in der Hosentasche umhertrug. Wie viele Purzelbäume er inzwischen auf den gemähten Wiesen geschlagen und wie es kam, daß dies Paket schließlich nicht auf einem Heuwagen deponiert wurde, soll hier nicht untersucht werden.

Das Medizinalwesen lag in den Händen des Baders oder des Landarzts, der bei jeder Diagnose von der „eingeschossenen Galle“ sprach, oder geheimnisvoll dazu setzte: „Ja ja, dös is halt so a Sucht“. Dann nickten die Bauern mit dem Kopfe und sagten: „Siehgst es, der kennt sich aus.“ Hier eine kleine Probe derartig naiven ärztlichen Zuspruchs:

Die alte Nandl, die is krank,
's ganz G'sicht is scho' derschwollen,
Die hat als wie a Holzfuchs zahnt,
Z'letzt laßt s' an Doktor holen.

„O mei',“ hat s' g'sagt, „mit mir is g'feit,
I bin an alter Scherben.

Herr Doktor, i glaub alleweil,
Herr Doktor, i muaß sterben."

„„Geh Muaderl,"" hat der Doktor g'sagt,
„„So sei do' nit so dumm,
Schaug, sterben müß' ma allesamt,
Na' bringt's di' aa nit um.""

Geriet aber ja einmal ein Fremder mit einem bedenklicheren Fall in seine Hände, dann zuckte er vorwurfsvoll die Achseln und brummte: „Ja was wär denn dös? was fangen denn Sie da an? — Jetzt machen S' nur gleich, daß weiter kommen!" und der vermeintliche moriturus salutierte und fand es geraten, nach München zurückzukehren, denn von München kamen ja damals fast allein noch die Fremden. Hinaus aber kam von den Eingeborenen fast keiner, da war das äußerste Reiseziel, wie ich es schon früher einmal erwähnte, das Münchener Oktoberfest. Die einzigen, die etwas von der Welt gesehen, waren die Soldaten aus den Napoleonischen Kriegen, aber der tiefe, lange Friede, der sie dann umgab, wob auch um ihr Erinnern seinen Schleier. Es war so schön daheim, daß niemand die Lust verspürte, sich die Welt zu be-

sehen, es ging jedem leidlich gut genug, daß er sein Glück gar nicht draußen versuchte, und als einmal der junge Wirt von Gmund in den dreißiger Jahren nach der Schweiz ging, um Vieh zu kaufen und jenen Simmenthaler Schlag im bairischen Hochland einzuführen, dessen prächtige Kreuzungen wir jetzt dort haben, da war es ein allgemeines Erstaunen, ja fast ein Entsetzen über diesen wunderlichen Plan.

Es gab, wie gesagt, noch gar keinen Anlaß, noch kein Bedürfnis nach dem Verkehr; das wenige, was man brauchte, wurde an Ort und Stelle erzeugt oder verhandelt; die Fremden wußten es noch nicht, wie schön es da drinnen, und die Bauern noch nicht, wie gut es da draußen sei.

So mag es uns wohl heute scheinen, als wäre es, dies Bauernidyll, ein recht vereinsamtes, verwildertes und armutvolles Leben gewesen, und doch lag in dieser Derbheit soviel Herz, in ihrer Einfalt soviel gesunder Scharfsinn und in jener Armut ein Glücksgefühl, das nur der Mensch kennt, der nichts anders will, als er hat. Denn die Einheit des Lebens ist eben etwas anderes, als die Summe der Lebensgüter, und über dieser Idylle, die wir belächeln, liegt zugleich eine Klarheit und Kraft,

die wir beneiden. Die roten Nelken, die da vom Fenster hernieder hingen, blühten sie nicht lachender, als all die fremden Blumen in den vornehmen Gärten? welche Farbenglut und welcher Frohsinn funkelte durch diese Feste, wenn man zum Leonhartsritt sich rüstete, oder wenn der Erntegang durch die Felder zog, wenn die Glocken läuteten am blauen Kirchweihmorgen? Wo gab es beim Tanz solch' jauchzendes Volk, wo gab es für die Arbeit eine Werkstatt, wie den hohen Wald, in dem der Axtruf erschallte, durch den der Jäger emporstieg, und durch den die Sennerin mit ihrer Herde dahinzog? — Wo gab es einen Frieden, wie ihn der Mann empfand, der in der Abendkühle auf seiner Hausbank saß und über die duftigen Wiesen dahin sah, bis der letzte Vogelsang verstummte, bis der Mond hinter den Felsen des Wendelstein heraufkam und der letzte, der vorüber ging, ihm sein „Guat Nacht" entgegenrief. — — —

Auch das liegt drinnen, in der Idylle, von der wir gesprochen, und der Alte auf der Hausbank, der niemals über die Felsen seiner Berge hinausgeblickt, er sieht doch mit scharfen Augen, was rund um ihn und in ihm vorgeht. Schweigend

kehrt er nun zurück in die Stube, wo die Mutter eben mit den schmucken Töchtern schilt, daß sie gestern so spät vom Tanze heimgekehrt. Zu ihren Zeiten sei's doch besser gewesen; der Alte aber erwidert gelassen: „Geh' Muader', schaug, weil mit die alten Jahr soviel von selber aufhört, drum moana mir Alten allweil, mir waar'n besser als die Jungen". Dann kommt der Sohn mit offner Brust und breitem Schritt, auf der gelockten Stirn den grünen Hut mit dem Gamsbart, und die weißen Zähne blitzen bei seinem lachenden Gruß.

„Vater bist müd (ruft er dem Alten zu, der sich behaglich ausgestreckt), hast wieder z'viel g'arbeit heut. Gieb doch an Ruh, Du brauchst es ja nit."

Und der Alte nickt und erwidert gelassen: „I arbeit nit um an Lohn, i arbeit um 'n Respekt." Auch das lag drinnen in der Idylle, von der wir gesprochen; nicht geschlossen, nicht ins Breite, nur ins Tiefe gehend, war der Kreis dieses Lebens und bedurfte keiner Erweiterung, er trug seine Mühsal und seine Freude in sich und darum war er so gehärtet gegen die Außenwelt, er hat seit uralten Tagen die unverrückbaren Ziele seines Daseins und

die unversiegbaren Mittel, um dies Ziel zu erreichen. Von der übrigen Welt kannte er nichts und darum wollte er nichts von ihr — es war in der That die gute alte Zeit — ein Wort, das halb der Spott und halb die Sehnsucht geschaffen hat.

Dies Idyll freilich ist nun gründlich vorüber. Denn alles auf Erden hat seine Zeit und die „gute alte Zeit“ selber ist nicht davon ausgenommen. Eine tiefe, gewaltige Umwandlung beginnt, welche die Menschen und ihre Gedanken zu einander zwingt; eine Kraft, die ihren Weg durch das äonenalte unantastbare Gestein der Felsen findet und mit magnetischer Gewalt alles Sonderleben an sich zieht, um es einzugliedern in den Zusammenhang mit den großen Strömungen und Strebungen des Ganzen. Schon seit 1848 spüren wir die ersten Zuckungen; aber es waren nur vereinzelte Funken, die der Sturm jener Tage in die Bergeinsamkeit hinaus trug, und erst mit den 60er Jahren, wo ganze Reihen in dem Gefüge der alten Ordnung zusammenbrachen, begann diese volle Neugestaltung der deutschen Verhältnisse mit einer Raschheit, mit einer Unabwendbarkeit, die etwas Fatalistisches an sich trug. So kam das Jahr 70 und schuf eine

neue Welt, es faßte mit einem Eisengriff eine große Nation zusammen und machte zur Wirklichkeit, was noch vor Jahresfrist eine Legende war. Einen solchen Ruck der Zeit spürt man auch im fernsten, entlegensten Winkel; so mancher, der bisher sein Bergdorf kaum verlassen, hatte selber thätigen Teil genommen an den großen Ereignissen, eine neue Luft wehte nunmehr von da draußen herein über die Bergeszinnen, eine Luft, in der etwas vom Salzhauch der Nordsee und von der Herbheit der Heide lag, in der man den Zug der Thatkraft, der Gemeinschaft spürte. Und ob man ihn auch hier und dort nicht spüren wollte, man mußte ihn spüren, er selber kam den Menschen entgegen, auch wenn sie ihm nicht entgegen kamen.

Hoch drob'n am Berg, da liegt a Hütten,
Am Herd brennt 's Feuer in der Mitten,
Am Abend is und off' is d'Thür,
Zwoa Holzknecht sitzen da davür,
Der oa scho' in die achtz'ger Jahr,
Der ander no' nit zwanz'ge gar.
Im Wald schlagt no' a Drossel nach
Und rauschen hörst an Almenbach;

Drob'n hallt a Schuß her über'n Grat
Und na[1] is alles wieder stad.[2]

Da kimmt a Jagerbursch vorbei.
„Wer hat denn g'schossen?" fragen s' glei'.
Der Jager sagt: „„Heunt liegt nix dran,
Mein'twegen hat's a Wildschütz than — —
Aber an andern Schuß hat's geben,
Der gang glei' auf a bessers Leben!
Habts es scho' g'hört von dera großen
Mordssach? — Am Kaiser haben s' g'schossen
Und troffen! — Er is ganz verwundt!""
„Was?" schreit der jung', „an so an Hund
Giebt's aa? Der sollt bei uns da sein,
Dem schlaget i as Leben ein!
Den packet i mit all zwoa Händ
Und wurf' ihn abi über's G'wänd!"[3]

Der Alt' sinniert und schaugt nur groß
Und legt die Händ z'samm auf der Schoß;
Na' hat er g'sagt: „„I glaub's no' kaam —
Am Kaiser? — — Wie an alter Baam
So steht er dort mit seiner Kron,
Und dös hat ihm a Deutscher thon!!

---

[1] Dann. [2] Still. [3] Über die Felswände.

Is dös a deutsche Einigkeit?
Zum Stolzsein hab'n mir[1] wohl no' weit!""

's war grad[2] a Holzknecht, der so redt'.
Oben glanzen d'Stern; er rührt si' net,
Na' legt'r a Scheit ins Feuer 'nein — — —
„„Heunt schlaf'ma do' so bald net ein!""

So war denn der stille Zauberkreis der Einsamkeit für immer durchbrochen, auch der Bauer hat kein Leben mehr für sich, auch die stumme Welt der Berge ist hineingerückt in den mächtigen Zusammenhang deutschen Lebens, in die gährende Bewegung der Geister, in den strömenden Verkehr der Menschen. Innerhalb der zwei Jahrzehnte, die seit dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 vergangen sind, ist fast die ganze Fülle unserer modernen Kulturmittel und Lebensformen auch in unser einsames Hochland gedrungen und dort endgiltig recipiert worden, wenn der juristische Ausdruck gestattet ist. Die Einführung von Eisenbahn und Telegraph, die Mobilisierung des Besitzes, die Entwicklung von Handel und Industrie, die radikale Veränderung

---

[1] Wir. [2] Nur.

des Unterrichts fallen in diese Zeit; die politische Agitation beginnt, der Gemeinsinn sucht nach der Form in der Vereinigung, und über das ganze Gebiet hin ergießt sich allsommerlich ein Strom von vielen tausend und tausend Fremden. Das ist der neue Verkehr der Berge.

Ein hastiger Realismus erfüllt dies dritte Bild, das ich vor Ihnen entrollen muß; die lokalen Besonderheiten treten nur mehr schüchtern leise hervor, denn alles soll womöglich so sein, wie anderswo; man hat auf das Individuellste verzichtet, um wenigstens weltläufig zu scheinen, obwohl man es noch nicht ist.

Wer jetzt an einem Junifeiertage in unser Hochland fährt, der erkennt das alte Bergdorf kaum mehr, das ihm vor 30 Jahren lieb geworden. Etwa zweitausend Passagiere waren im Bahnzug und etwa 40 Wägen rollen jetzt auf der sonnigen Landstraße dahin — keine Leiterwagen, wie ehedem, sondern breite Omnibusse, behagliche Landauer, Phaëtons, Victorias und à la Daumont. Dahinter aber keuchen die schweren Fourgons mit 100 Paketen aus Hamburg, Leipzig und Berlin, der flinke Velocipedist huscht auf seinem Rade vorüber im eleganten

dunkelblauen Jaquet, dann kommt eine Kolonne von 30 Touristen, „Alpenklubisten“, die hintereinander einherziehen mit lebensgefährlichen Bergstöcken und nicht viel bessern Jodlern, ohne Sorge und ohne Hemdkragen. Und ab und zu vielleicht einmal ein Bauer mit seinem Kühlein.

Eh man sich's versieht, ist man schon da, aber das alte Wirtshaus ist zum „Hotel“ geworden und auch der alte Besitzer ist schon lange fort. Zu den acht Fremdenzimmer von ehedem wurden 80 hinzugebaut, aber auch von diesen ist keines zu haben, wenn man nicht vorher bestellt hat, denn die „Harmonie“ hält heute ihr Stiftungsfest. „Aber im Nachbarhotel muß es doch Platz geben, wenn man dies dreistöckige Ungeheuer betrachtet?“

„Vielleicht — allein Sie werden kaum schlafen können, weil ein Studentenkorps daselbst heute nacht Kommers hält.“ Und das alles sagt uns der Wirt mit einem Achselzucken, das dem Hotel „Vier Jahreszeiten“ würdig wäre, während seine Hände ein paar Depeschen zerknittern und seine Augen unstät suchen, wo denn die Extrapost des Grafen So und So bleibt, der die zwei Ecksalons mit der Veranda bestellt hat? An dem kleinen Finger blitzt

ein schmaler Ring mit drei bunten Steinen, der Scheitel ist tadellos und der dunkle Gehrock so elegant wie alles, was Van Hees gefertigt. Oh, kann man es noch ahnen, daß hier vor dreißig Jahren ein Wirt in Hemdärmeln stand, der höchstens einen Schlagring am Finger trug und auf die Frage, ob noch Platz sei, mit dem Daumen nach innen zeigte: „Da gehts eini!"

Auch da innen sieht es jetzt anders aus, als ehedem, wo man im Hausgang höchstens ein paar aufgerollte Fässer und einen knurrenden Fanghund fand. Jetzt hängt alles voll bunter Plakate, Karten und Panoramen; hier wird ein Konzert für den Abend angezeigt, dort flattert ein roter Theaterzettel und daneben am schwarzen Gitterbrett die Anzeige von ein paar Zwangsversteigerungen, die nächste Woche so nebenhergehen. Im Hintergrunde des Ganges aber schaut bisweilen ein neugieriger Kopf mit weißer Mütze vor, das ist der Küchenchef und in seiner Miene liegt ein Selbstgefühl, als ob er Brillat-Savarins Wort verstünde: „Der Koch kann gebildet werden, der Bratkünstler aber wird geboren." Freilich — 120 Gäste sind heute an der Table d'hôte und es giebt Seefische, die von

Geestemünde in direktem Versandt hierher kommen; auch sie waren in den Fourgons, die wir begegnet haben. Die See muß geben, was der See nicht mehr besitzt, selbst bis auf diesen stummen Artikel erstreckt sich der Austausch zwischen Nord und Süd und die Devise „Vom Fels zum Meer“. Zum Dessert aber giebt es Gefrorenes, das der neugegründete Konditor über der Straße liefert; früher war hier nichts gefroren, als etwa die Straße selber und die Eiszapfen am Dache.

Im unteren Speisesaal wird à la carte gespeist; hier sammeln sich vor allem die Touristen, die mit zerrissenen Stiefeln über die Berge kommen, oder Eile haben mit ihrer Mahlzeit, hier ist die Börse der Führer, der Schiffer, der Retourwagen u. s. w.

Aber auch hier — ist — chic; es thut mir leid, daß ich dies fremde Wort nicht meiden kann. Die klassische Periode jener Grobheit, wo man keine „Halbe“ bekam, sondern warten mußte, bis man eine Maß brauchen konnte, ist längst überwunden.

I kimm auf d' Post 'nein: „Guat'n Ab'n'
A frische Halbe möcht i hab'n.“

„„Was?““ sagt die Kellnerin und geht,
„„A Halbe — schaamen S' Ihna net?
Da woas' i nit zum Faß deszwegen,
Z'erst warten S', bis S' a Ganze mögen.““

Die Weinkarte weist einige zwanzig Marken auf und die Kellnerin, bei der man ein Schnitzel bestellt, frägt verbindlichst: Wünschen Sie es paniert?

Das wohlthuende Gefühl, daß es im bairischen Wirtshaus keine Standesunterschiede giebt, daß da einer behaglich neben dem anderen sitzt, das hat sich wenigstens gottlob noch erhalten. Alles geht am Sonntag aufs Land und wie man sich der räumlichen Entfernung nicht mehr bewußt ist, so ist man sich der ständischen sozialen Entfernung noch nicht bewußt, die schöne Losung aller Menschenfreunde „leben und leben lassen“, beherrscht wenigstens in Baiern noch uns alle. Da sitzt am runden Tisch der Präsident mit seinen Töchtern, dahinter ein paar schmucke Offiziere im sommerlichen Zivil und Rücken an Rücken der Gemeindeschreiber des Dorfes, der Kaminkehrer und der Schneidermeister. Das erst, ich meine nicht nur die Masse der Fremden, sondern auch ihre Mischung, ist der

neue Verkehr der Berge. In der Mitte des Zimmers steht ein Billard, auf dem der Herr Apotheker und der Herr Tierarzt eine Karambolpartie spielen, vor das kleine Piano aber, das in der Ecke steht, setzt sich der Herr Lieutenant nieder und schlägt einen Walzer an.

„Bringen Sie mir die Zeitung,“ murmelt ein Griesgram in der Ecke und der eilige Kellner legt die Allgemeine, das Berliner Tageblatt und die Neue Freie Presse vor ihm nieder. Das alles wird gierig verschlungen, denn auch der Zeitungstieger geht aufs Land, und wenn er zu Ende ist mit Berlin und Wien, dann kommt erst das Lokalblatt des Ortes an die Reihe. Und das Lokalblatt, es ist für uns vielleicht das interessanteste von allen, denn der ganze Wandel der Zeit spiegelt sich in seinen engbrüstigen Spalten. Vorne stehen die Nachrichten, die wir vor 8 Tagen in den übrigen Blättern gelesen, und rückwärts finden wir die Fremdenliste mit verdruckten Engländern, mißverstandenen Russen und zahllosen Gästen aus allen deutschen Landen. Auch ein Feuilleton ist da, aber es handelt über den „Umgang mit Elefanten“ (ich citiere wörtlich aus dem Tegernseer „Seegeist“), ob-

wohl vielleicht vorher noch andere Umgangsformen zu erledigen wären. Nicht minder lehrreich ist der Inseratenteil, der eigentlich am schlagendsten das Ineinanderwachsen von Stadt und Land bekundet. Da sind Börsenkomtoirs empfohlen und Berliner Konserven und etwa 10mal fand ich ein Inserat des Inhalts, daß man sich für den Verkehr mit den Ostindischen Gewässern doch am besten an die Firma N. N. wende. Zugleich aber finden wir, daß am Sonntag der „Gewerbeverein“, am Montag der „Alpenverein“ und am Dienstag der „Verschönerungsverein“ seine Sitzung hält und gerade das ist ein völlig neues Element im ländlichen Leben. Denn der bairische Bauer ist von Haus aus der geschworene Feind jeder Vereinigung, er ist eine abgeschlossene, tief individuelle, solitäre Natur, und die Thatsache, daß solche Vereine entstehen und prosperieren können, zeigt am klarsten, wie sehr der Bauer schon zum Bürger geworden ist.

Dann steht ferner im Anzeigblatt, daß am Donnerstag Theater ist, „einheimische Dilettanten“ wollen den „Herrgottschnitzer“ geben und das Erträgnis ist einem milden Zweck gewidmet, selbst der

Zusatz ist nicht vergessen, daß der Wohlthätigkeit keine Schranken gesetzt sind.

Ich habe nun mehrere solcher Vorstellungen gesehen und ich gestehe, daß sie nicht nur vortrefflich, sondern geradezu brillant waren. Die plastische Kraft, der künstlerische Sinn, der unbewußt in unserm Bergvolk lebt, ist ja bekannt, und die Leute brauchen eigentlich nur sich selber zu spielen, aber was gehört dazu an Weltläufigkeit, bis ein Bauer sich selber spielen kann! Noch ist die Zeit nicht allzuferne, wo der Bauer, der auf die Schranne kam und sich abends ins Hoftheater verirrte, dem Franz Moor entgegen brüllte: „Reißt ihn runter“, wo die ganze Bühne noch als bare Wirklichkeit erschien, und jetzt spielt eine Bauernmagd die erste Rolle vor Prinzen und Prinzessinnen, vor Geheimräten und Professoren, vor Berlinern und Bremensern, die alle gleichmäßig entzückt sind! Spüren Sie es, was für ein geistiger Verkehr, was für ein menschlicher Austausch dazu gehörte, bevor dies möglich war?

Gegenüber vom Wirtshaus, wo man Theater spielt, ist der Buchbinder und der Photograph. Buchbinder oder Buchhändler, das wird da draußen

noch nicht so genau genommen, denn beide dienen ja der Litteratur. Es geschieht dies vor allem durch eine Leihbibliothek, in der man die sonderbarsten Nachbarschaften erlebt. Paul de Cock und die Stunden der Andacht sind da beisammen; hier ein Band Gervinus und 2 Bände Casanova — man muß sich denken „ländlich, sittlich“.

Der Photograph aber hat einen großen Kasten ausgehängt, denn er repräsentiert die Kunst, wie der Buchbinder die Litteratur, und beide sind auch im bäuerlichen Leben nicht mehr entbehrlich. Mit sonntäglichem Selbstgefühl schauen die Honoratioren des Ortes hier auf uns herab. Die schönsten Bauernmädchen stehen elegisch an einen Baumstamm gelehnt, der große Hund des Herrn Assessors und der neue Schimmel des Herrn Verwalters darf auch nicht fehlen bei diesem Rendez-vous unter Glas und Rahmen. Daneben aber finden wir zahlreiche Stadtfiguren, die sich im „Kostüm“ haben photographieren lassen und deren maskierte Gesichter ganz verklärt sind über den Effekt, den sie machen. Denn es ist leider wahr, was mir einmal ein Bauer sagte: „Wenn ma' jetzt oan in Kniehosen sieht, na' is's ganz g'wiß a Stadtfrack“.

Diese Passion, sein Konterfei zu erwirken und zu vergeben, ist ungeheuer bezeichnend für unsere Zeit, weil das ganze Bedürfnis, etwas zu repräsentieren, etwas gleichzusehen (wie das triviale, aber schlagende Wort heißt), sich darin ausprägt. Jedes Miedei oder Lisei auf der Alm hat jetzt die Photographie von ihrem Schatz am „Spiegel" stecken und bei den herrschenden Gepflogenheiten kann es vielleicht bald ein Album geben. Ein paar Hausfreunde, Brüder, Nachbarn und dergl. gehen gewöhnlich drein.

Sollte man glauben, daß in demselben Ort noch vor 10 Jahren ein Mädchen zum Photographen kam und auf die Frage, ob sie ein Bruststbild oder ein Kniestück wolle, schüchtern erwiderte: „Ja, am liebsten wär's mir freili scho', wenn der Kopf auch dabei wär'".

Und wie diese Mode, so ist auch eine ganze Reihe moderner Vergnügungen, Bedürfnisse, Passionen aufs Land gekommen, die ehedem das Monopol der Städte waren. Ich garantiere Ihnen, daß vor 25 Jahren kein Bauer das Wort „Ball" verstand; man sagte „heut ist Tanz" oder „heunt is Musi'", jetzt ist Schützenball, Veteranenball, ja sogar

„Prüglerball“, den die Fuhrleute und Kutscher des Ortes halten. Und als ich neulich von Gmund landein fuhr, da hielt der Stellwagenkutscher motu proprio am Wirtshaus und sagte: „Jetzt geh'n mer nauf, denn heut is Prüglerball, da g'hör'n Sie a derzu, Herr Dokter“.

Was ein Schlittschuh sei, davon hatte man noch im Jahre 1860 kaum eine Ahnung in den meisten Teilen unseres Gebirgs, und als ich in dem genannten Jahre auf dem blanken Stahl über einen unserer Bergseen hinsauste, sahen mich die Leute fürwahr wie einen leibhaftigen Tanzbären an. Jetzt sind sie selber so klug geworden, daß die Bauernkinder von Wiessee auf Schlittschuhen zur Schule kommen, sie haben im Kopf noch ein sehr unvollständiges Alphabet, aber an den Füßen die echten Halifax. Ganze Züge von Münchnern fahren hinaus, wenn in den Zeitungen die Depesche steht, daß der Schliersee oder der Tegernsee gestern nachts gefroren ist; und es werden Wettfahrten auf dem Eise veranstaltet, als ob man auf der Rousseauinsel in Berlin wäre.

Bei einer Welt, wo soviel hineinkommt, muß schließlich doch der eine und der andere auch ein

wenig hinauskommen. So hat denn auch der Bauer allmählich das begonnen, was ihm anfangs das Verhaßteste war — das Reisen, er fährt nach München, selbst wenn es nicht Oktober ist, er fährt zur Tierausstellung nach Hamburg und benützt gar fleißig die Eisenbahn, die er weiland so oft verspottet hat. Auf der kleinen Strecke von Schaftlach nach Gmund sind in 8 Monaten fast 25,000 Billets III. Klasse verkauft worden, und wenn davon selbst 10,000 auf den Fremdenverkehr gerechnet werden, so bleiben immer noch 15,000 den Bauern. Ja die letzteren sind schon so weit, daß sie den obligaten Respekt vor der Lokomotive fast verloren haben; ich hörte mit meinen eigenen Ohren einen Burschen sagen, als der Zug in Schaftlach feierlich einfuhr: „Siehgst'n, jetzt kimmt er, der Eierkäufler von Tölz.“

Ein Floßmeister aus Lenggries, der ehedem mit nassen Stiefeln in München ans Land stieg, erzählte mir neulich, daß er in Wien eingetroffen sei, und daß ihn der Fiaker, in den er einstieg, entsetzlich übernommen habe. „I hab' mi' mit so an g'wöhnlichen Menschen nit streiten wollen, i hab' ihm bloß g'sagt — fahren S' auf die Polizei!“

Ein anderer war bis Neapel gekommen, das war ein wohlbehäbiger Wirt, aber nicht immer reicht der Verstand der Reise so weit wie ihr Ziel, denn als ihn die Kameraden frugen, ob er denn auch den Vesuv gesehen und wie der eigentlich ausschaue, da erwiderte er seufzend: „Ja mein Gott, groß is er, und allweil geht der Rauch weg, grad wie a Bräuhaus schaugt er aus."

Im selben Maße aber, wie der Personenverkehr, ist auch der Verkehr der Güter und des Handels gewachsen. Ich darf Ihnen hier ja nicht eine Statistik geben mit ihren trocknen Ziffern, aber wenn Sie selber einmal durch unsre Berge fahren, dann schauen Sie sich die Lagerplätze an, welche die Firma Steinbeiß in Brannenburg oder Schuhmacher aus Köln in Schaftlach errichtet hat, und Sie werden es spüren, was für ein Strom von Hab und Gut alltäglich hinüber und herüber geht. Eine Unzahl von Fabriken sind während des letzten Jahrzehnts im bairischen Hochland entstanden, Papier, Cement, Glas und Kohlen werden produziert und immer wirft sich die Findigkeit der Menschen noch auf neue Gebiete, wenn ich nur z. B. an die Petroleum-Bohrung in Tegernsee erinnern darf.

Aber selbst im Kleinsten zeigt sich diese Erweiterung des Verkehrs; auf dem Kaltenbrunnerhof liegen die fertigen Kistchen mit gedruckten Adressen, und die Butter, die dort gefertigt wird, ist morgen bei Herrn Hartmann in Dresden, bei Herrn Lehmann in Berlin und bei Herrn Naumann in Hamburg. Ich selbst kann keine mehr bekommen, der ganze Vorrat ist „bestellt“.

Ja im vergangenen Jahre ist es mir begegnet, daß ich einen Strauß von Alpenrosen mit nach Hause nehmen wollte und daß die Bäurin, die sie feilhielt, mir erklärte: „Ja die kann i nimmer hergeb'n, die san scho' verstellt — nach Berlin.“

Mit dem riesigen Umschwung des Verkehrs geht natürlich auch ein voller Umschwung aller Preise Hand in Hand; auch hier hat das Land sich der Stadt genähert, ja es fühlt sogar den Ehrgeiz, die Stadt zu übertreffen. Der Haushalt in den eleganten Orten unseres Gebirges ist genau um ein Dritteil teurer als in der Stadt und man hat für den täglichen Lebensbedarf ganz offen drei Klassen, einen mäßigen Preis, den die Eingebornen zahlen, einen zweiten, den die Fremden erlegen, welche ständige Gäste oder Hausbesitzer sind, und

dann die Preise für die völlig Fremden, für die Passanten.

Zum Entgelt dafür hat sich freilich auch eine gewisse Coulantheit entwickelt, die man früher nicht kannte; der Mann, den man einst den Kramer hieß, wechselt jetzt rumänische Coupons mit der größten Gemütsruhe; aber die Kehrseite kommt immer wieder — der ungemessene Anspruch ans Leben, die fabelhafte Ausnützung der Stunde und der Gelegenheit. Ein Kutscher, dem ich Vorwürfe machte, daß er für eine so kurze Fahrt 24 Mark verlange, erwiderte mir: „San' S' froh, daß's keine Gulden mehr giebt, sonst kostet's 24 Gulden" und ein Hausknecht schüttelte den Kopf, als die Excellenz davon fuhr, ohne in die Tasche zu greifen, und meinte: „Mi' wundert's nur, wie der so hoch auffi kemma is, wenn der doch nirgend koa Trinkgeld giebt."

So liegt denn auf allen Gebieten, wo wir nur die Augen hinwenden, eine andere, eine neue Welt vor uns; ich selber konnte Ihnen ja nur einzelnes bieten im Rahmen dieser engen Stunde, aber auch aus dem wenigen haben Sie wohl den ganzen Gegensatz entnommen zwischen Einst und Jetzt, zwischen altem und neuem Verkehr.

Der Grundgedanke, der selbst auch durch die stillen Thäler unserer Berge strömt, — er heißt égalité. Die Menschen kennen ja das Wort nicht, aber das Gefühl, denn alles Streben ist darauf gerichtet, die Gleichheit oder richtiger den Ausgleich mit unserer modernen Welt zu finden. Égalité — sie hat die Zeit verdrängt, denn es giebt alles zu jeder Zeit, was sonst an den Wechsel der Jahreszeiten gebunden war; sie hat den Raum verdrängt, denn sie stellt Bürgertum und Bauerntum hart nebeneinander auf dieselbe Scholle und mischt ihr innerstes Wesen; jeder will sein, wie der andere ist. Die Grenzen von Ort und Stand beginnen zu wanken vor dem bannenden Wort: égalité.

Das ist eine Thatsache und wir schaffen sie damit nicht aus der Welt, daß wir sie leugnen oder bedauern; wir müssen trachten, sie zu beherrschen.

Den ganzen Gegensatz, der diese Welt durchzieht, habe ich am lebendigsten empfunden in einer einsamen Wanderstunde.

Es war ein dämmernder Frühlingsabend; die Zweige waren noch kahl, aber in der Luft webte schon jene wunderbare Strömung werdenden Lebens.

Da stieg ich den Gangsteig herunter vom Kampen zum Ringsee, der See lag da, stumm und dunkelgrün, und mitten in der Wildnis lief der Telegraph dahin, der Wind sang in den Drähten, die festgenietet waren an den uralten Bäumen.

Da durchzuckte es mich wie ein stummer Widerwillen, und doch atmete ich leise auf, denn in den Zweigen, die hochgewölbt über die Drähte niederhingen, saß eine Drossel im Dämmerlicht und sang, wie sie vor tausend Jahren hier gesungen. Und in dem wundersamen Ton lag gleichsam die Lösung all' der Gegensätze, die uns unversöhnt in der Brust liegen, lag der Einklang alter und neuer Zeit. Da spürt' ich es erst, wie viel unvergänglicher Zauber auf Erden noch waltet, den kein Verkehr hinweg trägt, den aller Wandel nicht wandelt, wenn wir nur selber fähig bleiben, ihn zu empfinden. Und in diesem Geiste soll uns allen das Wohl von Land und Leuten nahe stehn, wie ein Stück des eigenen Geschicks, und jeder einzelne soll sich das Wort zur Richtschnur nehmen, das einst der Wahlspruch Wilhelms IV. war: „Ich hab's im Herzen".



VI.

Franz Defregger und seine Bilder.

Es ist um die Dämmerstunde. Das ist die Zeit der Ateliersbesuche und da ziehen wir die Glocke an dem reizenden roten Hause in der Königinstraße zu München, wo man hinabsieht in die beeisten Zweige des englischen Gartens und in die wogenden Novembernebel.

Ein großes eisernes Gitter öffnet sich, wir blicken in ein winterlich geschütztes Gärtlein, bellend springt uns der Hund entgegen und nach wenigen Schritten stehen wir vor der breiten Atelierthür, wo mit Kreide angeschrieben steht: „Modelle von 8—9". Das ist die Heimat eines Künstlers, der jetzt zu den gefeiertsten europäischen Namen zählt; das ist die Wiege jener sonnenfrischen Bilder, die

Tausende von Herzen in der alten und der neuen Welt entzücken.

Ein bunter Lärm, der fast das „Herein“ verschlingt, klingt uns von drinnen entgegen; Kunsthändler, Kunstkritiker, Kunstfreunde führen da das laute Wort. Der eine hält einen ästhetischen Monolog mit der Pointe: „Na, wissen Sie, Sie sollten eigentlich in Berlin leben!“ „Aber bitte“, ruft entsetzt der Wiener dazwischen; — „nicht wahr, Sie schließen nicht ab, ohne mir die Vorhand zu lassen“, spricht halblaut der Prinzipal, der im mächtigen Pelzrock an der Staffelei vorüberstreift.

Und mitten in dem Gedränge steht hochgewachsen und schlicht der bildschöne, schweigsame Mann, den sie alle umwerben, und wirft nur dann und wann ein Wörtlein in den Redestrom seiner Gäste. Er trägt die graue Joppe als Arbeitskleid und hat die Palette abgelegt, weil es zum Malen doch schon zu finster ist; seine tiefklaren Augen streifen noch einmal träumend das Bild und ein halbverlegenes Lächeln gleitet über die ernsten Züge, wenn er die Flut von Lobsprüchen, von Weisheit und von glänzenden Offerten vernimmt.

Dann aber, wenn der Schwarm der Bewunderer sich verlaufen, dann atmet er leise auf, sachten Schrittes gehen wir in den kleinen Erker, der dicht an die Werkstatt stößt, und dort erst reicht er mir nochmal die Hände — „Grüß Di' Gott!" Nun erst ist aus dem Herrn von Defregger (er ward vor kurzem erst geadelt) und aus dem Herrn Professor wieder der Franzl geworden.

Aus dem trauten, holzvertäfelten Winkel sieht man hinaus in die dämmernde Werkstatt, wo sich der Ephen ums Fenster schlingt, man sieht gerade auf ein Landschaftsbild, das die Heimatberge unseres Meisters darstellt. Leichtes Gewölk streift über die blauen Gipfel, auf dem felsdurchwachsenen Boden steht eine braune Hütte, man glaubt in den verwitterten Fichten den Wind zu hören. Er hat es selbst als flüchtige Skizze gemalt, aber in der flüchtigen Skizze liegt der Schlüssel zu all jenen gewaltigen vollendeten Bildern, liegt das Geheimnis von all dem Zauber, der sein Schaffen und seine Persönlichkeit umgiebt. Denn all das wurzelt in der Heimat.

Wohl nur wenige bedeutende Menschen haben es verstanden, die Kraft ihrer Herkunft, das

Originale, das Persönliche, das ihnen damit gegeben war, in dieser Unversehrtheit festzuhalten, wie Defregger. Er ist noch heute in seinen letzten Tiefen das Bergkind von ehedem und er wollte niemals etwas anderes sein, als er ist. In der kernigen Wirklichkeit des Bauernlebens gewann er kein Bewußtsein dessen, was man in der großen Welt den Schein nennt, und diese innere Wahrhaftigkeit, diese Unschuld seines Denkens und Schaffens, wenn ich so sagen darf, hat ihm die spätere Bildung nicht zerstört und sein früher Ruhm nicht weggeschmeichelt. Nie hat er mit den Verhältnissen sein Wesen geändert oder der Welt ein Zugeständnis an seinem inneren Ich gemacht, und das giebt seiner künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit jene geschlossene Einheit, die uns so wohl thut neben der hastigen Vielseitigkeit, die wir ringsum erblicken.

Und doch wie wunderbar und vielseitig waren die Wege und der Wechsel dieses Lebens!

Sie alle wissen wohl soviel von Defreggers Jugend, daß er als Bauernkind heranwuchs, in der Abgeschiedenheit eines einsamen Tirolergehöftes, aber Sie wissen vielleicht nicht so im vollen Maße,

was das heißt, was das Leben eines Bauern-kindes bedeutet. Diese stumme, hart umgrenzte Welt, die nur sich selber kennt, dies Dahingehen in einem uralten tausendjährigen Geleise, diese ewige Zwiesprach mit der unverschleierten Natur! Es läßt sich nicht sagen, was die Sonne herniederscheint in das Gemüt des lauschenden Knaben, der da am Berghang auf dem Felsen sitzt, während die Herde um ihn weidet, was die stöhnenden Bäume dem Mann entgegenrauschen, der nachts durch den Wald zieht mit seiner Last auf der Schulter, kurzum, es giebt kein Wort für das, was der Bauer in der Natur erschaut, erlauscht, erlebt. Er wird sich selber dessen oft kaum bewußt, aber das Elementare, das in diesen Eindrücken liegt, verwächst gleichsam mit seiner ganzen Seele und legt die Hand auf sein ganzes Leben. In der Jugend sammeln wir das Bestimmende, das Unvergeßliche für unser Dasein, und bis zum 25. Jahre ist Defregger nicht einen Fußbreit aus dieser Bergwelt, aus diesem Bauernleben hinausgetreten.

Die Gemeinde, die er seine Heimat nennt, heißt Dölsach, der engere Ortsname aber ist Stro-nach, nicht fern von Lienz im Pusterthale. Fast

eine Stunde weit ist es von der Kirche des Dorfes hinauf bis zu dem mächtigen Einödhofe, wo sein Vater und dessen Väter gehaust; auf dem braunen Dach liegen die Steine, man sieht die Felsen der Dolomiten und über den grünen Berghalden erhebt sich langgestreckt der dunkle Wald.

Dort ward unser „Franzl“ am 30. April 1835 geboren, seine eigenen Erinnerungen reichen zurück bis ins dritte Jahr und unwillkürlich hielten sie immer das am festesten, was am bildlichsten vor seine Seele trat. So weiß er es noch genau, wie einst ein Zug von Jägern oben am Gangsteig vorüber zog und mit der Mutter in Zwiesprach kam, und wie er sich fürchtete, sie möchten ihr etwas zu leide thun; wie er am Brunnen stand, wenn in der Abendkühle die Herde kam, wie sich die vier Schwestern um ihn drängten, der ihr einziger Bruder war.

Als er fünf Jahre zählte, verlor er die Mutter, der Typhus wütete im Hause und er selber lag schwer darnieder. Manchmal kam wohl der Arzt in das einsame Bauerngehöft und griff nach der Hand des fiebernden Knaben; er gab ihm Arzneien, aber Hoffnung gab er ihm wenig. Gleichwohl

siegte die kräftige Natur; er erinnert sich noch an den wohligen Schauer, als ihn der Vater das erstemal hinaus in die Sonne trug. Doch blieb er bis zum siebenten Jahre kränklich und schwach.

Dann ging sein Knabenleben in den herkömmlichen Bahnen weiter. Im Winter war Schule, die ein alter Bauer für die Kinder der umliegenden Höfe hielt, während der Schnee fußhoch in den Bergen lag; im Frühjahr aber flog der ganze junge Schwarm auseinander, und gleich den andern zog auch der Franzl als Hüterbub auf die Alm. Vor ihm kletterten die Ziegen und er kletterte ihnen nach, barfuß, mit der Spielhahnfeder auf dem verwaschenen Hütlein; droben aber legte er sich in die Sonne und sah hinaus in die Welt.

Wieviel erspäht man nicht auf solcher Lagerstatt, es fällt mir immer der Spruch eines alten Bauers ein, welcher sagte: „Die Leute meinen alleweil, man müßt recht umeinander gehn, damit man recht viel sieht, aber wenn man fest auf ein' Platz bleibt und dort recht aufpaßt, na' sieht ma' noch viel mehr." Und so war es auch hier, da kam das Wild, es flogen die Geier, die Steine rollten und die Alpenblumen blühten; er aber lag da und

über ihm zogen Wolken, Windesrauschen und Träume.

Der Vater war ein strenger Mann, aus dem harten Holze des alten Bauernschlages; er hatte eine besondere Vorliebe für Pferde und wenn dieselben auf die Weide getrieben wurden, dann setzte er gern den Jungen aufs Roß, damit er behend und schneidig werde. Oft fiel er unter die tollenden Füllen, einmal erhielt er sogar einen schweren Hufschlag auf den Mund. Gern hätt' er den Schlag verschmerzt, wenn's nur nicht gerade am Kirchweihtag gewesen wäre, wo die fetten Krapfen gebacken wurden, und nun war er inkapabel, auch nur einen einzigen zu verzehren! Alljährlich einmal ging der Alte ins Pinzgau über die Tauern, um Vieh zu kaufen, und dann durfte ihn der Knabe in der Regel begleiten. Es war jener uralte Bergweg, der schon im XI. und XII. Jahrhundert begangen wurde; schon damals wurden Unterkunftshütten errichtet und Stiftungen gemacht, um allabendlich durch Hornsignale die Wanderer auf den rechten Weg zu führen, die sich in den Tauern verirrt hätten. Das alte „Valwild“, der Steinbock nämlich, war herdenweise dort heimisch und

heute noch faßt jener wundersame Pfad gewaltig unsre Phantasie.

Das war aber auch der einzige Wechsel in dem stummen Einerlei des abgelegenen Hofes. Allein gab es denn nicht noch ein anderes bedeutsames und schöpferisches Moment in diesem jungen Leben — die Kunst? Wie dämmerte zuerst ihre Ahnung auf, wie zeigten sich ihre ersten Regungen im stillen?

Der Franzl hatte noch nie das Wort gehört und noch kein anderes Bild gesehen, als die paar Heiligenbilder in Stube, Haus und Kirche, aber dennoch tastete die innere Gestaltungskraft unbewußt nach ihrem Ziele. Aus den Kartoffeln, die er vom Herde nahm, schnitzelte er menschliche Gesichter; aus dem Teig, der im Backtrog lag, knetete er die abenteuerlichsten Figuren und in die leeren Blätter des Bauernkalenders kritzelte er Roß und Rind, wie er sie draußen am Brunnen gesehen. Allein er hatte weder Vorlagen noch Unterricht. Nur einmal erhaschte er einen österreichischen Guldenzettel und kopierte ihn so getreu, daß die kaiserlichen „Finanzer“ (wie man in Tirol sagt) beinahe wegen Banknotenfälschung interpellierten!

Dies Experiment war nicht ermunternd; keine führende Hand, kein scharfes Auge kam dem schlummernden Talent entgegen und wenn auch der Herr Pfarrer von Dölsach gelegentlich mit dem Vater sprach, so schüttelte dieser trotzig den Kopf und sah hinaus über Feld und Wald. Das war das richtige Erbteil für seinen Buben.

Mit fünfzehn Jahren war Defregger vollständig erwachsen, und nun war die Idylle vorüber, nun galt es die harte, schwere Arbeit des Bauers. Aber auch die ganze „Lustbarkeit“, die in diesem Dasein liegt, ward nunmehr wach, um ihn war eine Schar von fröhlichen Kameraden und zu sechst und siebent zogen sie in lauer Mondennacht in die benachbarten Dörfer zum „Gasselgehn“, wo die alten fröhlichen Reime klangen. Und doch — in all' der kernigen Lebensfrische ging ein wundersamer idealer Zug durch die Tiefen seiner Natur; wenn er die Glocken des Dorfes hörte, wo sein Schatz daheim war — von fern, fast eine Meile weit — dann durchrieselte es ihn leise, die zartere Welt in seiner Seele regte sich, ehe er wußte, daß er sie besaß. Dennoch wäre es unrichtig, wenn wir uns etwa den jugendfrischen Defregger als Träumer

dächten, den das Erwachen seiner künstlerischen Kraft und die Gebundenheit seines äußeren Daseins bedrängte. Kein Gefühl des Nichtverstandenseins bedrückte ihn, kein innerer Konflikt entfremdete ihn den Genossen, auch hier zeigt seine Persönlichkeit ihre ganze herzgesunde Unantastbarkeit, die noch heute der Grundton seines Wesens ist.

Es schien ihm selbstverständlich, daß es jetzt, wo er ganz in der harten vollen Arbeit steckte, mit dem Zeichnen vorbei war; die Kirche von Dölsach war damals abgebrannt und die einzelnen Bauern trugen zum Aufbau Holz und Steine herbei. Auch er half mit, er ahnte es nicht, daß er dereinst derselben kleinen Kirche das herrliche Altarblatt bringen werde, welches jetzt ihren Schatz bildet.

Noch ehe er 23 Jahre alt war, starb sein Vater und als der einzige Sohn mußte er nunmehr den großen Hof übernehmen. Nur wer das ländliche Leben kennt, weiß, welch' einen Wendepunkt dies bedeutet. Kräftig, freudig und glücklich führte er anfangs das Regiment, überall ging es gedeihlich vorwärts, so daß er selbst einige Ersparnisse zurücklegen konnte. Und noch jetzt in der

Erinnerung ist dieser Ehrgeiz lebendig; es ist keine drei Wochen her, daß Defregger zu mir sagte: „Siehst, das ärgert mich, daß die Leut allweil meinen, i wär kein richtiger Bauer g'wesen".

Aber so gut es auch im Hause, in Stall und Scheuer ging, so kam doch bald noch ein zweiter entscheidenderer Wendepunkt. Welches seine inneren Wurzeln waren, vermag Defregger auch heute nicht anzugeben, er kennt nur das Ergebnis, daß der Boden mit einmal unter ihm zu wanken begann, daß es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Heimat forttrieb, daß er sich unbewußt vor die Notwendigkeit eines neuen Lebens gestellt sah. War es der Drang nach einem neuen, großen Schaffen, nach einem edleren Berufe? Defregger gesteht, daß er nicht die leiseste Regung davon empfand. Es war jene Zeit nach dem Kriege von 1859, eine tiefe Erschütterung und Entmutigung lag über dem Lande und jener Pessimismus, der in Österreich der Lebenslust so nahe steht, begann die Luft mit seiner Schwüle zu erfüllen. War das der Grund, übte dies Element vielleicht einen Einfluß selbst auf die stillen Thäler und auf die jungen Bursche im Dorf? Defregger verneint es;

er selbst war als einziger Sohn vom Militärdienst freigeblieben, und auch die andern hätten in der einsamen Bergluft nichts von einer Verstimmung gespürt — aber die Thatsache bleibt, daß mit einmal ein wahres Wanderfieber erwachte, daß man sich zusammenthat und von einer neuen, schöneren Heimat munkelte, die drüben über dem Meere liegt. Eine leidenschaftliche Unruhe war über das junge Volk gekommen, und wenn der Bauer einmal unruhig wird, dann ist er unendlich schwerer zu beschwichtigen, als der Gebildete.

Amerika war die Losung, Amerika war der Zukunftstraum des Mannes, der den goldenen Reichtum und den ganzen Zauber der Heimat ahnungslos in der Seele trug. So seltsam kreuzen sich manchmal Ziele und Wege!

Die Mehrzahl der Genossen verwirklichte den Plan; zum Glücke für ihn konnte er sich nicht mit allen verständigen und ließ sie vorerst allein ziehen. Aber der Entschluß, die Heimat aufzugeben und seinen Hof zu verkaufen, stand unweigerlich bei ihm fest, er wollte fort, er mußte fort, um jeden Preis. Warum? — es war ihm ein Rätsel, aber das Rätsel forderte seine Lösung.

Daß es dabei nicht ohne Kämpfe abging, versteht sich von selber. Von allen Seiten ward der junge Bauer bestürmt, während die Kaufsverhandlungen schwebten; er mied die Menschen und ihre fröhlichen Zusammenkünfte, und als er nach Wochen wieder einmal ins Wirtshaus kam, erschien mit einemmal der Herr Kaplan und rief ihn hinaus vor die Thüre. Ohne auf seinen Widerspruch zu achten, führte er ihn geraden Wegs in den Pfarrhof, wo die ganze Verwandtschaft versammelt war, um einen letzten Sturm auf ihn zu versuchen.

Der Pfarrer sprach ihm zu Gemüt, die andern weinten und drohten; man ließ es ihn fühlen, was denn dann werden solle, wenn er sein Geld verbraucht und später einmal der Gemeinde zur Last fallen würde.

Dies Wort hat harten Klang im bäuerlichen Leben. Er fieberte vor Erregung, mit Reden konnte er sich nicht wehren, eine Ohnmacht stand ihm nahe. So stürzte er hinaus, stieg in den Wald und antwortete damit, womit der Bauer allein antwortet: mit der vollzogenen Thatsache.

In wenigen Tagen war der Hof wirklich

verkauft, er zahlte den Geschwistern ihr Erbteil hinaus und erklärte, er wolle nun nach Innsbruck gehen und Bildhauer werden. Als solcher hoffe er sich ehrlich fortzubringen, ohne jemanden zur Last zu fallen. So war in der Stunde äußerster Not der Gedanke der Kunst in ihm durchgebrochen und gleichsam der Lichtstrahl seiner Zukunft in sein Herz gefallen.

Dann schnürte er das Bündel und ging; 48 Stunden ging er zu Fuße durch das grüne Bergland hin, zwei Maurer, die auch in Innsbruck Arbeit suchten, waren seine Begleiter auf diesem Lebenswege. Es war am 11. April 1860.

Als er dort ankam, noch in Bauernkleidern, ging er zu dem Bildhauer Stolz, der Heiligenbilder für die Kirche schnitzelte, bestellte ihm einen Gruß vom Herrn Pfarrer und bat, ihn in die Lehre zu nehmen. Dann mietete er sich ein kleines Zimmer, nahm sich Vorlagen mit nach Hause und zeichnete, bald anatomische Figuren, dann wieder Erinnerungen aus der Heimat, die Gesichter der alten Bekannten, die er verlassen und an die er doch noch immer dachte; gelegentlich half er wohl auch dem Meister in der Werkstatt. So ging der Sommer vorüber,

vorwärts aber ging es dabei nur wenig. Wie Stolz mit richtigem Blicke meinte, sei Defregger überhaupt weit mehr zum Maler, als zum Bildhauer berufen, und da er selber im Herbst durch München reisen mußte, so sagte er ihm kurz und gut: „Weißt was, Franzl — geh mit, na' geh'n wir zum — Piloty."

Und so geschah es. Der Name des gefeierten Lehrers war damals eben im höchsten Aufschwung und der Eindruck, den Defregger von dieser Begegnung gewann, gehörte wohl zu dem mächtigsten, was er bisher erlebt.

Beklommen pochte er an die Thüre des ungeheuren Ateliers und als er eintrat, fiel sein Blick auf das Riesenbild „Nero"; vor dem Bilde aber stand Piloty selbst, die hagere Gestalt im braunen Sammtrock, mit seinen energischen Zügen und seinen funkelnden Augen, mit seiner stockenden und dennoch so hinreißenden Beredsamkeit. Man muß seine Erscheinung kennen, man muß ihn im Verkehre mit der Jugend gesehen haben, um zu wissen, welche Macht er über dieselbe gewann, wie er jedem in die Seele sah und aus der Seele sprach, wie er in dem Gesamtgefühl für seine Kunst und

seine Schule das individuelle Gefühl des einzelnen zu treffen und zu fassen wußte. So hatte der junge Bauer von Dölsach noch niemals reden hören, wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, was ein Künstler sei. Dazu dies Bild, diese Plastik der fremdartigen Gestalten, — „und weißt, die Farben,“ setzte er tiefatmend dazu, als er von jener Stunde erzählte.

So sehr indessen Piloty in den mitgebrachten Blättern das verborgene Talent erkannte, so wenig hielt er dasselbe doch für reif, schon jetzt in eine Komponierschule einzutreten. Er lud ihn ein, so oft er nur wolle, ins Atelier zu kommen, aber zuerst galt es, ordentlich zeichnen zu lernen, dann werde das andere sich wohl finden. So trat denn der junge Tiroler in die Kunstgewerbeschule ein, wo er unter der Leitung Dyks bald bedeutende Fortschritte machte; noch jetzt dient eine Zeichnung, die er dort gemacht, daselbst als Vorlage. Aber gleichwohl war seine Stellung keine leichte; „schau (sprach er manchmal), es waren lauter blutjunge Leut' da, — und ich allein — der große Lackel!“

Anderthalb Jahre waren auf diese Weise vergangen, dann kam er an die Akademie in die Mal-

klasse zu Anschütz. Doch auch hier wollte ihm die trockene, schulmäßige Art nicht recht behagen; die reiche Anregung, welche das Münchener Leben sonst in geistiger und künstlerischer Beziehung bot, blieb ihm durch seine Zurückgezogenheit fast völlig verschlossen und so zog immer tiefer ein leises Unbehagen, wenn wir es auch nicht Heimweh nennen wollen, in sein Herz. Wie wär's, wenn er wieder einmal ein wenig nach Hause ginge (dachte er sich bisweilen), nicht in sein Heimatdorf, sondern nach Lienz, in die Nachbarschaft?

Und so geschah's. Dort mietete er sich ein und malte, was ihm unter die Hände kam: Wirte, Honoratioren, Touristen, alles nach festem Preis; das war die gute alte Zeit, wo man einen ächten Defregger um 4 fl. erwerben konnte. Als der Sommer kam, zog er auf eine Alm und malte dort seine Studien weiter; Bergluft und Sonnenschein hatten wohl ihren alten Zauber, aber die Ruhe von ehedem konnten sie ihm doch nicht wieder geben. Denn schon hatte ein anderer Zauber ihn zu mächtig angerührt: der Geist des Schaffens und der großen Welt.

Es ist eine wundersame Entwicklung. Man möchte

meinen, daß von der Stunde ab, wo Defregger in die Münchener Schule trat, sein Weg vom Schüler zum Meister nur eine kurzgeschlossene Reihe darstellt, auf der es kaum mehr einen Schritt vom Wege geben könnte. Und doch brach diese Entwicklung wiederholt ganz plötzlich ab, um stille zu stehen oder Umwege zu machen; denn ein doppeltes Element des Eigenwillens lag eben in dieser Natur, der Eigensinn des Künstlers und der des Bauers waren hier in einem Herzen vereinigt.

Es war so einsam auf der Alm, da schnürte er eines Tags sein Bündel und ging nach — Paris.

Ein paar Landsleute, die dort wohnten, hatten ihm geschrieben von dem wogenden Leben und den prächtigen Ateliers der dortigen Meister, und so zog er denn in die weite Welt, wie ein junger Siegfried oder Parzival, waldgewohnt, unerfahren, unkundig der fremden Menschen und der eigenen Kraft.

Als er ankam, wurde eben der Napoleonstag gefeiert; was nur erdenklich war an Glanz und Lärm, an Pracht und Lebensglut, rauschte an seinen Blicken vorüber, strahlende Karossen, Männer voll

Selbstgefühl und schmeichelnde Frauen — das war in der That die leuchtende Hauptstadt der Welt, wie sie Heinrich Heine genannt hat.

Aber als nun das Leben und die Wirklichkeit ihr Recht verlangten, da fühlte er erst die Härte dieses Daseins. Auf der Akademie konnte er keinen Zutritt finden, da man keinen Schüler annahm, welcher über 25 Jahre zählte, mit knapper Not gelang es ihm, daß er am Aktzeichnen teilnehmen durfte; die Ateliers der großen Lehrer, wie z. B. Yvon u. a. lockten ihn zwar, aber er war viel zu schüchtern, sie jemals zu besuchen. So lebte er denn als voller Fremdling in der riesigen Stadt, deren herrliche Museen seine einzigen Lehrer waren; um sich den Unterhalt zu sichern, malte er kleine Genrebilder aus dem Tirolerleben, die er an Kunsthändler verkaufte, und damals war der Preis eines echten Defregger bereits auf dreißig Franken gestiegen. Ja, eines dieser Bilder fand sogar Aufnahme in den Pariser Salon.

Aber nachhaltig fördern, innerlich befreien und sicherstellen konnte ihn auch das nicht, es blieb ihm das Gefühl, daß er nicht am rechten Orte war, daß sein Schaffen in diesem Boden nicht

wurzeln konnte. Manche Stunde der Entmutigung kam damals über seine sonst so unantastbare Natur, ja er fühlte mitunter sogar die Versuchung, sich ganz von der Kunst zurückzuziehen, und sah mit Neid dem Holzhauer auf der Straße zu, der das Problem seiner Arbeit gelöst hatte, wenn die Klafter vor ihm gespalten war.

Anderthalb Jahre lang hatte dieser Pariser Irrtum bereits gewährt, dann zog er mit einem Freunde zurück in die deutsche Heimat. Von der Schweiz ab ging er zu Fuß bis München, wo er Piloty aufsuchen wollte, der schon so vielen in schwankender Stunde Halt gab, aber leider war derselbe in Karlsbad und so ging er denn in seine Berge, um dort die Rückkehr des Meisters und die Gestaltung seiner Zukunft zu erwarten. In der Zwischenzeit entwarf er die Skizze zu dem späteren Bild „Der verwundete Jäger“, und als er nun damit vor Piloty hintrat, da faßte dieser mit stürmischer Wärme seine Hand und meinte, jetzt sei es recht, nun möge er nur kommen. Denn obwohl ja an Zeichnung und Farbe noch manches fehlte, so war doch der scharfblickende Lehrer förmlich verblüfft, wie Defregger das Entscheidende,

das Charakteristische zum Ausdruck gebracht, wie er selbst mit dieser unvollkommenen Sprache genau das sagen konnte, was er sagen wollte.

In die erste freie Stelle, welche sich an der Schule ergab, rückte Defregger ein und nun erst geht seine Laufbahn in festem Gefüge und im raschen Schritt. Von nun ab wird ja sein Leben und seine Persönlichkeit immer bekannter; mir aber schien es eine lockende Pflicht, gerade jenen Teil seines Lebens ausführlicher zu beleuchten, über dem noch ganz der Zauber der Einsamkeit oder die Schwüle innerer Entwicklung ruht.

Wir stehen nunmehr, chronologisch genommen, im Jahre 1867, und Defregger selbst steht als ein rühriger Genosse mitten in dem fröhlichen Arbeitstreiben der Pilotyschule. Unter Makarts tollen Amoretten, unter Grützners Pfäfflein und den bleichen Märtyrinnen von Gabriel Max saß er geduldig vor seiner Staffelei und malte seine Tiroler Bauern. Ein neuer ungemein charakteristischer Zug war durch seine Persönlichkeit in die bunte Physiognomie der Schule hineingekommen. Er gab auch hier nichts von seinem Wesen preis, nichts konnte ihn blenden oder verwirren, so fest war er inner-

lich auf sich selbst gestellt, aber der warme Zusammenhang, der feurige Corpsgeist, der die ganze Schule zusammenhielt, erfüllte auch ihn mit klarem Wohlgefühl.

Wie gerne möchte ich Ihnen das Bild jenes farbigen geistvollen Treibens, jenes prächtige Zusammenleben der Schule eingehender schildern, wenn ich nicht fürchten müßte, mich allzuweit von der Persönlichkeit, die wir betrachten, zu entfernen. Nur soviel sei gesagt, daß auch ihm gegenüber Piloty jene weise Einsicht bekundete, die zwar beim Lernen strenge und gleiche Disziplin hält, aber überall das eigenartige Talent des einzelnen sorgfältig schont, um ihm nach erlangtem Können die eigenen Wege zu sichern. Er wollte nicht mehr lehren, als man lernen kann, und nur auf diese Weise war es möglich, daß aus ein und derselben Schule ein Makart und ein Defregger, ein Lenbach und ein Gabriel Max hervorging.

Das erste Bild, welches Defregger malte, war jene Skizze, die er in die Schule mitgebracht, und schon dies erste, das vom Münchener Kunstverein ausgestellt und angekauft wurde, machte gewaltiges Aufsehen; man bewunderte die schlagende

Charakteristik, die Natürlichkeit der Anordnung und Bewegung, man fühlte, gerade so muß es gewesen sein. Kurzum, es war bereits der ganze Defregger in diesem Bilde, dem nur noch die technische Vollendung fehlte, wie Friedrich Pecht treffend bemerkte. Wenige Tage, ehe das Bild zur Ausstellung kam, klopfte es eines Abends an meiner Thür und herein trat unser junger Maler, den ich in den Ateliers der Schule wiederholt gesehen, und sprach: „Ich hätt' eine Bitte. Jetzt is mein Bild fertig worden und kommt auf den Kunstverein, wenn S' halt so gut wären und thäten mir einen Titel sagen". Darüber waren wir bald im reinen, dann fuhr er fort: „Jetzt hätt' ich noch eine Bitt', wenn S' mir ihn halt auch aufschreiben thäten".

Noch viel wuchtiger war der Eindruck des folgenden Bildes, mit welchem Defregger bereits in das volle hochbewegte Herzensleben seines Volkes griff. Es behandelt die Zeit von 1809 und führt uns in das Hauptquartier der aufständischen Bauern. Unter Speckbachers Leitung wird Kriegsrat gepflogen; als er auszog, hatte ihn sein Knabe gebeten, daß er mitgehen und auch die Waffen tragen

dürfe, allein der strenge Vater hatte es nicht gestattet. Nun war der blutjunge, schneidige Bursch heimlich von Hause fort und dem Vater nachgezogen, wir sehen den Augenblick, wo er mit der Büchse in den kleinen Händen ihm entgegentritt.

Der Alte hat sich vom Tisch erhoben und schaut ihm fest ins Gesicht, aber kann man denn ob solchen Ungehorsams zürnen, wo heimlich das Herz vor Stolz schlägt? Ein eisgrauer Alter, der den Kleinen hereingeführt, ist mit seinem treuherzigen Gesicht ein beredter Fürsprecher und all' die Waffengefährten ringsum strahlen vor Freude. Mit wahrhaft packender Gewalt ist der psychologische Konflikt in den äußeren Vorgang hineingewoben; eine Frische der Begebenheit und eine Gesundheit des Empfindens schaut uns hier an, der man sich bedingungslos ergiebt.

Im Sturm gewann dies Bild alle Herzen und verwandelte die Beschauer in Bewunderer. Es trägt die Jahrzahl 1869 und befindet sich jetzt im Museum zu Innsbruck. Defregger hat es noch in der Pilotyschule gemalt, aber unvermerkt war er selber aus dem Schüler zum Meister geworden.

Auch die nächstfolgenden Werke, die stets mit Jubel von der kunstsinnigen Welt begrüßt wurden, zeigen uns diese Meisterschaft in wachsender Kraft und Entwicklung, wir erinnern nur an den prächtigen Ringkampf in einer Scheune, oder an die beiden „Brüder“, wir meinen jenes Bauernstudentlein, das in den Ferien nach Hause kommt und welchem der inzwischen eingetroffene Säugling präsentiert wird.

Alles lacht und lebt und blüht in diesen Gestalten, eine glänzende unerschöpfliche Schaffenskraft schien aufgeschlossen, da kam mit einmal eine schwere, unverhoffte Prüfung, die Glück und Stern für immer zu verschleiern drohte! Seine eiserne Natur begann plötzlich zu wanken, die Füße versagten den Dienst und eine Krankheit meldete sich, welche die Ärzte weder zu deuten, noch zu heilen vermochten. Aufs Sopha gebannt, zum Teil selbst liegend malte er weiter — jene Bilder, die von Gesundheit und Leben strotzen. Wer möchte es glauben: den „Ball auf der Alm“ hat ein regungsloser Mann gemalt, auch das prächtige stampfende „Preispferd“ ist damals entstanden, ebenso das edle, tiefempfundene Madonnenbild, das

er der Kirche seiner Heimat als Altarblatt geschenkt.

Man hielt die Krankheit für ein Rückenmarksleiden und die Schauer dieses Wortes sagen genug; kurz vorher hatte er sich vermählt, aber auch die liebevollste Pflege der schönen, jungen Gattin vermochten nur zu trösten, nicht zu helfen. Als die Truppen im Jahre 1871 in München einzogen, war es ihm unmöglich, von dem nahen Bade Bruck hereinzukommen. Im folgenden Winter ließ er sich nach Bozen bringen, und während er dort in Schmerzen lag, kam eine Deputation zu ihm, die ihn zum Ehrenbürger seines Heimatdorfes ernannte. Da war auch der alte Obersteiner dabei, der viel im Lande herumkurierte und ihn aus bäuerlichen Tagen kannte; betroffen sah er auf den blassen, gequälten Mann, aber zuletzt schüttelte er den Kopf und meinte: „Franzl, ich glaub', ich könnt' Dich doch wieder z'sammrichten."

Wer nichts mehr zu verlieren hat, kann alles wagen, in acht Tagen kam der alte Obersteiner wieder, der damals mit dem Baunscheidismus auf vertrautestem Fuße stand, und unternahm seine Kur. Wer kann es sagen, wie sich Ursache und Zufall

in solcher Stunde verketten. Thatsache bleibt es, daß nach 14 Tagen die Gäste der Villa Moser auf einmal den jungen Maler im Garten gehen sahen; nach vier Wochen war er vollkommen gesund.

Er war nicht nur für sich, er war für Tausende genesen, und das Leben, das er wieder gefunden, blühte nun erst ganz in herrlichen Gestalten auf.

So stehen wir denn vor dem letzten Jahrzehnt, das die großartigsten und berühmtesten Bilder Defreggers umfaßt. Es war ihm nichts von jener entzückenden Anmut und Frische verloren gegangen, aber er hatte sich zugleich in die innersten Herzenstiefen seines Volkes hinein versenkt und in den eigenen stummen Schmerzen die Sprache tragischer Gewalt gefunden. Sie ist es, die aus jenen drei Bildern spricht, welche den großen Volksaufstand von 1809 behandeln, „Das letzte Aufgebot", die „Heimkehr der Sieger" und „Der Todesgang des Andreas Hofer". Da waltet nicht mehr jenes sonnige Idyll, denn das Einzelleben und das Einzelgefühl ist aufgegangen in der beredten Ergriffenheit eines ganzen Volkes, nicht mehr der Mensch, sondern die Zeit schaut uns hier ins Auge; der Schritt

dieser kühnen Bauern und Jäger wird zum ehernen Schritt der Geschichte.

Aber selbst hier in dieser höchsten Steigerung die höchste Wahrheit, kein Hauch von einem falschen Pathos, kein Atemzug, der nicht lebendig aus der Brust steigt. Nur wer diese Bilder Defreggers kennt, der weiß es erst, wie groß er ist, der weiß, daß nur eine Riesenkraft solche Gestalten erschaffen kann. Und neben dieser Leidenschaft blüht unverkümmert die zarteste Innigkeit und der sonnigste Humor; wie weit ist die Seele, die sich hier vor uns erschließt.

Die Fülle des Inhalts, die produktive Kraft, die in allen Defreggerschen Bildern liegt, habe ich erst voll empfunden, als die Aufgabe an mich herantrat, dieselben mit Gedichten in der Mundart unserer Berge zu begleiten. Solche Aufgabe ist stets ein schwieriges Problem; der Dichter soll sich streng an den Inhalt des Bildes anschließen und doch muß das Gedicht selbständig für sich bestehen, es darf nicht zur Umschreibung des Bildes herabsinken, es darf nicht bloß gesagt werden, was schon gemalt ist.

Je vollendeter nun ein Bild ist, je erschöpfender

es seinen Stoff zum Ausdruck bringt, desto weniger bleibt auf den ersten Blick für den Dichter übrig, aber wenn man dann tiefer und länger hineinblickt, dann empfindet man das Gegenteil. Dann fühlt man erst, welcher künstlerische Fond in einem solchen Motive liegt, wie sein Inhalt förmlich zur Ausgestaltung und Weiterbildung drängt. Defreggers Bilder fangen von selber zu sprechen an.

Sie alle kennen wohl das reizende Bild, das den Titel trägt „Der Liebesbrief“, jene beiden Mädchen, welche die Köpfe zusammenstecken und lachend den Brief lesen, den der Schatz der einen aus der Kaserne in die Heimat gesandt. Man hört es leibhaftig, was die beiden zu einander sagen.

„Jetzt hat er do' g'schrieben,
Der Schlanggl — ja mein!
Ja les nur grad, Moidel[1],
Ja schaug nur grad 'rein!“

„Und all's hat er's aufg'schrieben —
A sellene Freud!

[1] Moidel = Maria.

Und woaßt, bis von Innsbruck —
Dös is dir fein weit!

Sie geht ihm recht guat
Und nur oans feit[1] dabei:
An d' Nudeln und d' Gretl
Da denkt er allwei'."

„Und vom Scheck[2] schreibt er aa,
Und vom Nachbarn sein Hund. —
Und nachst[3] ham s' 'n — eing'sperrt,
Ah — dös is ihm g'sund!"

„Ab'r am Kirda[4] da kimmt er:
Da kimmt er na' glei'[5]! — —
Und i soll nur a Bussel
Herrichten derwei'!"

„O mei' — nit grad oans![6]
Der kriegt Bussel grad gnua — —
Gel', Moidel, er is do'
A sakrischer Bua?!"

Aber selbst in den kleinsten, anspruchlosesten Bildern, wo nur die einzelne Figur vor uns steht,

[1] Fehlt. [2] Von der scheckigen Kuh. [3] Neulich. [4] Kirchweihe. [5] Da kommt er dann gleich zu mir. [6] Nicht nur eines.

liegt jene innere Beredsamkeit, wie ich es nennen möchte, das Denken und Empfinden dieser Menschen liegt gleichsam offen vor uns da. Sie sprechen uns an, nicht nur im übertragenen Sinne (weil sie ansprechend sind), sondern wörtlich und wirklich.

Wie schlicht, wie stofflich geringfügig ist jenes frühe Bild Defreggers, wo ein lachender kleiner Bauernbursche einen jungen Hund, den Waldl, abrichten will, den er vor sich auf dem Tische hin und herzerrt — aber auch dieser Fall hat seine unbewußte Philosophie.

Der Waldl[1], dös is halt
An Toni sei Schatz;
A kloanwunzigs Hundei
Und schiech wier a Ratz[2]!

Und dös is a Eifer,
Den d i e zwoa jetzt ham!
Zehnmal stellt er 'n auf,
Und zehnmal fallt er z'samm.

Er moant schier, er m ü ß e t 'n
Ziehg'n und ranschieren[3] —

---

[1] Bekannter Hundsname. [2] Häßlich wie eine Ratte.
[3] Erziehen und zurecht richten.

Denn a Bua braucht halt ebbes
Zum 'rumkummadieren.

No, Toni — paß auf,
Wie's Dir spater passiert:
Na' werd der Stiel umkehrt
Und Du werst ranschiert!

Aber da werst na' schaug'n
Wie's „aufwarten" hoaßt!
Du woaßt halt no' nixen[1] — —
Sei froh, daß D' nix woaßt!

Noch kräftiger tritt jene sprechende Lebendigkeit natürlich in den größeren Gruppenbildern zu Tage, z. B. im „Preispferd", das wir schon oben genannt haben. Es ist ein junger brauner Hengst, der auf dem landwirtschaftlichen Feste den ersten Preis gewonnen; nun wird er mit der eroberten Fahne heimgeführt. Wir sehen die reizende Dorfgasse mit ihren braunen Häusern, die Bauern drängen sich herbei und der Schmied führt als Kenner das große Wort. Auch die Schuljugend steht gaffend am Wege.

[1] Noch nichts.

„Was hab' i denn g'sagt?
(Schreit der Hiesl, der Schmied)
Dös Roß kriagt an Preis —
Aber glaubt habts ma's nit!"

Und wie's ihn mi'n Fahna[1]
Halt einig'führt ham,
Jetzt lauft dös ganz Dörfel
Und d' Köpf stecken s' z'samm.

A jeder muaß schaug'n
Und a jeder möcht's sehg'n —
An Teufel sei Leibroß
Is gar nix dageg'n.

Und d' Schulbubn san aa[2] da;
Der groß' sagt zum kloan:
„Siehgst, der hat an Preis kriegt ....
Und — mir krieg'n koan."

In all' den erwähnten Stoffen überwiegt der Schalk; von den reinen Stimmungsbildern, in denen nur das schweigende Gemüt sich sonnt, ist mir jenes stets besonders lieb gewesen, welches „Wiegenjahre" betitelt ist: eine blutjunge Mutter,

---

[1] Den Hengst mit der Preisfahne. [2] Sind auch.

die mit der einen Hand ihre Arbeit thut und mit der andern hinunterspielt in die Wiege zu ihren Füßen.

Am Tisch sitzt d' Mutter dort
Mit blaue Aug'n;
Es gaab' wohl Arbeit gnua,
Und do' muaß s' schaug'n:

Wie halt dös Kindei lacht
In seiner Wiegen,
Wie's d' Handln auffihebt —
„Geh, bleib nur liegen!

Du möchst wohl außi gern,
Was hast heraußten?
Da geht erst d' Mühsal an
Im Leben draußten."

Und d' Mutter schaugt so fein:
„Geh, bleib' nur liegen —
Dös is dei schönste Zeit
In dera Wiegen!"

Daß es natürlich am schwersten ist, mit den eng-gebundenen Mitteln und Tönen des Dialekts einen großen historischen Stoff zu fassen und die Leiden-

schaft der Volksseele vollgültig auszuprägen, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, ich fühlte das am deutlichsten bei den großen Geschichtsbildern Defreggers, vor allem bei dem letzten Aufgebot, welches wohl das ergreifendste von den dreien ist.

Derschossen san d' Junga,
Koa Klag werd nit laut —
Aber 's werd nimmer g'sunga,
Koa Feld werd nit baut;

Denn all's is verloren;
As Herz druckt's oan a'! —
Nur die Kinder und d' Alten
Alloa' san no' da.

Vor die ausg'storb'na Häuser
Da sitzen s' und lahn s' [1];
Koa G'wehr is mehr da,
Nur mehr d' Sichel und d' Sans' [2].

Dös packen die Alten,
Dös is die letzt' Rach'!
In der Thür stehgna [3] d' Weiber
Und schaug'n ihna nach.

---

[1] Lehnen sie. [2] Sense. [3] Stehen.

Ihre Buben ham s' hergeb'n —
Und nachher ihr'n Mann —
Und jetzt ihren Vadern —
Dös alles ham s' than!!

Denn all's is verlor'n;
Aber klagen hörst nie. — —
Dös san jetzt die letzten:
Vielleicht g'winnen's die!

Sie san wie'r a Wald
Voll verwetterte Baam;
So ziehg'n s' dahin — —
Da kimmt koaner mehr hoam!

Es mögen etwa 30 bis 40 Bilder sein, die Defregger in dem letzten Jahrzehnt geschaffen, doch kann es natürlich nicht in meinem Zwecke liegen, Ihnen ein vollständiges Verzeichnis derselben darzubieten, denn ich möchte Ihnen ja ein Lebensbild, nicht einen kunsthistorischen Katalog geben. Der Grundzug aber, der durch all' diese Bilder geht, ist eine wunderbar gleichmäßige Frische, auch nicht ein einzigmal verfällt Defregger in das, was wir Manier nennen. Er hat nur Originale.

Eines der prächtigsten Bilder, die im Jahre 1875 entstanden, ist das „Tischgebet", jene herzige Kindergruppe, die um die dampfende Schüssel versammelt ist.

„Kemmts, Kinder! — Zum Essen!"
Ja, da saumen s' net;
Da kraxeln s' [1] zum Tisch nauf . . .
Aber z'erscht werd fein bet't!

Und as Lenci bet' für [2]
Und die hebt si' pfeilgrad;
Und der Kloane, der Schlanggl,
Is aa mäuslstaad.

Aber 's Gretei, die dicke,
Die kann halt alloa
Nit as Lachen verzwicka,
Bal's schaugt auf den Kloan' [3].

Und der Hansei mi'n Löffel
Spitzt allweil so hin;
Der spitzt grad auf d' Suppen — —
„Koane Knödel san drin".

---

[1] Da klettern sie. [2] Betet vor. [3] Wenn sie auf den kleinen Bruder hinschaut.

Und die Große[1] sogar
Hat die Handln aufg'reckt:
Denkt nur halbet an Herrgott
Und halbet — wie's schmeckt!

Oh mei', unser Herrgott
Verdenkt 's Enk[2] wohl nit!
I moanet — da esset er
Selber gern mit!

Noch im gleichen Jahre entstand der „Besuch“, der auch wohl zu den populärsten und liebenswürdigsten Bildern Defreggers gehört. Es sind jene beiden Mädchen mit den hohen grünen Hüten, die bei ihrer verheirateten Schwester, bei der Vroni, Visite machen. Sie tritt ihnen mit dem Kind auf dem Arme entgegen, triumphierend steht der junge Vater daneben.

„Ja, Vroni, (sag'n d' Schwestern)
Du hast's wohl schön gnua:
Der Mann so viel brav,
Und a so feiner Bua[3]!“

---

[1] Die älteste Schwester. [2] Euch. [3] Knäblein.

Und der Vater und d' Mutter
San schier voller Glanz;
Der Bua[1] hat d' Regentschaft
Im Häusl schon ganz!

Und 's Häusl so sauber,
Und d' Felder so grean[2] —
Der Vater schaugt drein,
Wie der Kaiser in Wean[3].

Jetzt locken s'[4] dös Bübei:
„So trau' dir nur fein,
So nimm nur dös Gutei,
So friß' nur fest 'nein!"

Es kemmant[5] die Schwestern
Schier nimmer vom Platz —
Und am Weg denkt a jede
An'n ihrigen Schatz:

„Ja mei' — 's is halt dengerscht
(Ma' sollt's schier nit moan')[6]

---

[1] Knäblein. [2] Grün, blühend. [3] Wien. [4] Die Schwestern locken den Kleinen. [5] Kommen. [6] Nicht meinen.

Ebbes[1] Schöns um die Bub'n —
Um die großen und kloan'!"

Weit berühmt ist auch die „Brautwerbung" geworden (1877), wo der Vater seinen dummen dicken Sohn begleitet, um für ihn ein stattliches Mädchen zu freien. Mit bäuerlicher Gravität hat sich die Mutter erhoben und rüstet sich eben, den beiden Bewerbern Bescheid zu geben, aber wie wird der Bescheid wohl lauten?

Bei diesem Bilde zeigte es sich so recht, mit welcher Unbefangenheit Defregger malt, denn als ich mich eben mit dem Texte zu demselben trug und ihn eines Tages fragte: „Also wie steht's, kriegen sich die zwei"? da sagte er mir ganz verblüfft: „Ja, das weiß ich nicht!" Für ihn besteht nur der künstlerische Moment, die Wahrheit und die Wirkung der augenblicklichen Situation, er knüpft keine berechnende Erwägung daran, was nachkommt. So mußt ich mich denn allein mit dem Gegenstande abfinden.

„Wer klopft draußt?" — As Dirndl,
Die druckt si' an d' Wand, ...

[1] Etwas.

„Oh jesses, jetzt kemmen s'" —
Sie lacht scho' und spannt.

Glei' zwoaspanni[1] kemmen s';
Der Alt' und der Jung'!
Und der Alt' sagt sei Sach'
Und die ganz Moanigung[2]

Was er hat, was er kriegt,[3]
Daß er's all's übergiebt[4] —
Und der Jung', der sagt gar nix,
Der is grad verliebt!

Aber d' Mutter steht auf;
Und die steht dir scho' da
Wie an oachener Hackstock,
Der bricht nit leicht a'.

Dös is jetzt a Metten[5],
Da werd disputiert,

---

[1] Zweispännig, zu zweien. [2] Seine ganze Meinung. [3] Was sein Sohn bekömmt. [4] Daß er alles dem Sohne übergiebt. [5] Ein Spektakel.

Und die Kloan' spannen's aa scho'[1]
Was da jetzt passiert! . . . .

„No, Mutter, wie is's jetzt?"
Hat der Alte z'letzt g'fragt.
„„Ja, Vater — a so is,
Daß's — nix is,"" hat s' g'sagt.

So giebt er auch jetzt noch nur selten einem Bilde den Namen, und wenn er je einmal davon spricht, so beschreibt er es wohl und setzt dann ganz arglos dazu „ich weiß nicht gleich, wie sie's genannt haben." Im übrigen spricht er fast nie von seinen eigenen Werken, es wird ihm fast unheimlich, wenn er sich auch nur von ferne loben hört. Er ist ein Mann der stillen Beschaulichkeit im tiefsten und edelsten Sinne des Wortes. Dieser Grundzug seiner Natur kam vielleicht in keinem seiner Bilder so sehr zum Ausdruck, als in dem kleinen Gemälde „Wie der Vogel singt". Ein erwachsenes Mädchen und zwei Kinder horchen an einem Frühlingsmorgen einer singenden Amsel zu, es ist ein Nichts, wenn man es stofflich analysiert,

---

[1] Die Kinder merken's auch schon.

und es ist das Höchste, wenn man die seelische Belebung des Gegenstandes betrachtet.

Luus[1], wie der Vogel singt!
's is halt a junga —
So schön, wie der heunt singt,
Hat er nia g'sunga!

D' Sunn' scheint beim Fenster 'rein,
Ma' g'spürt an Mai schon schier;
Dös kloane Dirndl spielt,
Und d' Sunna spielt mit ihr.

Der Bua hört aa[2] gern zua
Und denkt dabei:
Wie er am Kerschbaum steigt
Und hupft im Heu.

Und 's große Dirndl denkt:
Wenn's jetza Summer werd,
Na' geht's auf d' Alma 'nauf . . . .
Mei Feuerl brennt am Herd,

Und wenn der Mond so scheint,
Na' klopft's ans Fenster o'

---

[1] Horch. [2] Auch.

Und kimmt der Bua zu mir,
Der z'Haus nit kemma ko'.[1]

Und is do' g'wiß a Bua,
A schöna, junga . . .
Wie heunt dös Vögei singt,
Hat's nia no' g'sunga!

Noch einmal in den letzten Jahren (1881) hat Defregger einen großen historischen Stoff ergriffen, als er für die Münchener Pinakothek den Schmied von Kochel malte, jenen sagenhaften Heros der Sendlinger Bauernschlacht von 1705; aber das ist vielleicht das einzige Bild, mit welchem er selber jemals zu kämpfen hatte. Er war unzufrieden damit und es war schon beinahe völlig vollendet, als er es ganz von vorne noch einmal begann.

Die heiteren Motive, die in der letzten Zeit entstanden, wie z. B. die „Ankunft beim Tanze", der „Salontiroler" u. s. w. stehen in ihrer Erinnerung so nahe, daß ich sie nicht zu beschreiben brauche. Das letzte aber, was Defregger malte, war ein Weihnachtsgeschenk für den König von Baiern, welches bisher wohl nur wenige gesehen

[1] Nicht kommen darf.

— eine fürstliche Dame bringt in einer Bauernstube armen Kindern das Christgeschenk. — Dazwischen malte er wohl Porträts, vor allem reizende Kinderbilder, von denen ich nur das Bild seines eigenen Knaben im Bauernkostüm erwähnen will. Es bildet das Schlußblatt in unserem gemeinsamen Opus „Von Dahoam“, während Defreggers eigenes Porträt an der Spitze steht.

Wie lange habe ich Ihre Geduld nun in Anspruch genommen, und doch wie viel hätte ich noch zu erzählen aus dem Hause, aus der Werkstatt, aus dem täglichen Leben dieses gottbegnadeten Menschen!

Doch genug, mein Zweck ist erfüllt, wenn ich Ihnen den Freund und Meister, dessen Werke Ihrem Herzen so nahe gehen, auch persönlich ein wenig näher brachte. Ist er doch in seiner stillen Bescheidenheit der Freund jedes deutschen Hauses geworden, und wem thäte es nicht wohl, einmal das Bild eines vollendet glücklichen Menschen zu sehen!

Das ist er und das, was er geschaffen, wird unvergänglich sein, wie die Sonne und die Felsen, aus denen es genommen ist.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

ALOIS SCHEDL
Buchbinderei
Schreib-u. Bürobedarf
MÜNCHEN, Ludwigstr.5

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stieler, Karl,

Kulturbilder aus Baiern

Stuttgart 1885

Bavar. 4520 a

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11568322-4